Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Waffen des Lichtes

Faulhaber, Michael von

Freiburg im Breisgau, 1915

urn:nbn:de:bsz:31-34694

Visual Library

WAFFEN DES LICHTES

VON

BISCHOF V. FAULHABER

FREIBURG I/B.
Herdersche Verlagshandlung

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

43 A 5725

BLB Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

BLB Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

Waffen des Lichtes

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

E 956

Waffen des Lichtes

Gesammelte Kriegsreden

von

Dr Michael von Faulhaber
Bischof von Speyer

BAD. STAATSKANZLEI
BÜCHEREI
Kat E 956

„Laßt uns anlegen die Waffen des Lichtes!"
St Paulus an die Römer 13, 12

Zweite, unveränderte Auflage

Kammer der Bad. Landstände

Freiburg im Breisgau 1915
Herdersche Verlagshandlung
Berlin, Karlsruhe, München, Straßburg, Wien, London und St Louis, Mo.

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

1943 G399

43 A 5725

BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK KARLSRUHE

Von demselben Verfasser ist im gleichen Verlage erschienen:

Zeitfragen und Zeitaufgaben. Gesammelte Reden. Zweite und dritte, vermehrte Auflage. gr. 8° (VIII u. 390 S.) *M* 4.60; geb. in Leinwand *M* 5.60

Alle Rechte vorbehalten

Buchdruckerei der Herderschen Verlagshandlung in Freiburg

7 A

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Inhalt.

		Seite
1.	Ausmarsch unter dem Königsbanner	1
2.	Unser Kriegsgebet	21
3.	Das Vaterunser im Völkerkrieg	29
4.	Der Schildgesang des Keltertreters	52
5.	Weltkrieg und Weltfriede	55
6.	Heldenart nach dem Herzen der Bibel	68
7.	Eine biblische Totenklage	99
8.	Tröstet einander mit diesen Worten	103
9.	Unser Memento für die Gefallenen	126
10.	Das Schwert auf der Wage des Evangeliums	131
11.	Der Waffensegen des Menschensohnes	154
12.	Die Ernte auf dem Blutacker	167

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

1. Ausmarsch unter dem Königsbanner.

Predigt im Dom zu Speyer zum Ausmarsch der Soldaten in den Krieg am 9. August 1914.

Einmal war auch das biblische Volk von dem alten Erbfeind an seiner Westgrenze, von den Philistern, zu einem Kampf auf Leben und Tod herausgefordert. Da erließ der Prophet Samuel eine Proklamation an sein Volk: „Wenn ihr euch wieder von ganzem Herzen zum Herrn wendet, wenn ihr die fremden Götter fortschafft aus eurer Mitte, wenn ihr eure Herzen bereitet, dem Herrn allein zu dienen, so wird er euch aus der Hand der Philister erretten." Dann versammelte Samuel die wehrfähige Mannschaft und das ganze Volk zu einem Bittgottesdienst um den Altar in Masphath. Dort opferte er ein Lamm in heiligem Opferfeuer, und mit dem Brandopfer vereinigte sich das Gebet und Schuldbekenntnis des Volkes. Vom Altare weg ging's ins Feld, und der Herr errettete sie aus der Hand ihrer Feinde. Sie konnten einen Denkstein errichten und darauf schreiben: „Der Herr hat geholfen" (1 Kg 7, 3—12).

Heute ist unser ganzes Volk mit seinem treugeliebten König um die Altäre des Herrn ver-

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

sammelt, um in blutig ernsten Tagen mit einem aufrichtigen Reuegebet die fremden Götter aus seiner Mitte fortzuschaffen und mit einem herzlichen Bittgebet für die ausmarschierenden Truppen, für die Landmacht und Seemacht, den Waffensegen zu erbitten. Wie auf dem Altare in Masphath wird auch auf unsern Altären ein Lamm geopfert, ein Opferlamm höheren Wesens, das sieghafte, Tod und Hölle überwindende Gotteslamm. Wo aber das Meßopfer gefeiert wird, da erneuert sich das Kreuzopfer, und wo sich das Kreuzopfer erneuert, da erneuert sich die größte Heldentat und der tapferste Heldentod der Weltgeschichte, die Heldentat und der Heldentod des Gekreuzigten, der sein Leben und sein Herzblut hingab zur Erlösung der Menschheit und alle Spieße der Hölle gegen seinen Leib kehrte, um uns eine Gasse zum ewigen Leben zu bahnen. Wer am Fuße des Kreuzes kniet, kniet im Zeichen übermenschlicher Heldenart und todesmutiger Opferkraft. In einem kirchlichen Hymnus wird das Kreuz das Königsbanner der Menschheit genannt. Vexilla regis prodeunt — das Königsbanner, das Feldzeichen christlichen Opfermutes, die Oriflamme eines gottgewappneten Heldengeschlechtes, zieht voran!

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Der heutige Bittgottesdienst ist das Morgengebet des Feldzugs, der Stufenpsalm des blutigen Opfergangs, Fahneneid und Todesweihe. Heute soll die beste aller Waffen, die Waffe des Gottvertrauens, im Heiligtum geschmiedet werden, um damit alle bangen Sorgen und die Trauer des bittern Abschieds zu überwinden, die auf der Seele unserer Reservisten und Landwehrmänner liegt. „Was bist du traurig, meine Seele? Hoffe auf Gott! (Ps 42, 5). „Unsere Hilfe ist im Namen des Herrn" (Ps 123, 8). Es geht um eine heilige, gerechte Sache, die diesen furchtbaren Einsatz an Blut und Gut wert ist, und jeder einzelne muß jetzt die Sorge des Vaterlandes zu seiner Hauptsorge machen.

Hier im Speyrer Dom hat St Bernhard den heiligen Krieg gepredigt. Dort hat es Schraudolph an die Wand gemalt, wie Bernhards Mönche den Soldaten des Kaisers Konrad das Kreuz auf den Waffenrock heften. Das Kreuz, das Königsbanner, zieht voran! Und dort, im Königschor, wo der Ahnherr des österreichischen Kaiserhauses und deutsche Kaiser zusammen im Frieden des Grabes ruhen, beten wir heute für den Waffenzweibund des deutschen und österreichischen Volkes vom Rhein bis zur Donau.

Ich möchte heute, den Ausrückenden und den Daheimbleibenden zur Ermutigung, als Kriegsparole die Losung ausgeben, die den Makkabäern gegeben wurde, die Losung „Gott hilft!" (2 Makk 8, 23). Ich möchte drei Fahnenbänder an die Kriegsfahne heften und darauf schreiben: Vom Geiste der Liebe, vom Geiste der Kraft, vom Geiste des Vertrauens!

Auf dem ersten Fahnenband: Vom Geiste der Liebe.

Der Krieg hat den bösen Ruf, er sei eine Hoch-Zeit des Hasses. Er ist auch eine Hoch-Zeit der Liebe, der reinen Liebe, die stärker ist als der Tod. Die Höhenfeuer der Begeisterung, die heute von allen deutschen Bergen leuchten, sind nicht vom Haß gegen andere Völker und Fürsten, sie sind von der Liebe zu Kaiser und König, zu Vaterland und Heimat und vom Glauben an unser gutes Recht angefeuert. Die Gebete, die heute durch alle deutschen Kirchen rauschen, sind keine Fluchpsalmen des Hasses gegen andere Heere, es sind Segensgebete für unsere Armee und unsere Marine. Der Haß ist wie jede Leidenschaft ein blinder Feldherr. Wir wollen den Bittgottesdienst von heute nicht auf das Pharisäergebet des heutigen Evangeliums

vertonen: „Gott, was sind wir doch so reich an Kultur im Vergleich mit diesen Slaven, und so reich an Gnade im Vergleich mit diesen Welschen!" Nein, wir wollen lieber mit dem Zöllner beten: „Gott sei uns gnädig!" Kriegszeiten sind Bußzeiten, und nur das demütige Gebet dringt durch die Wolken.

Der Krieg singt das hohe Lied der Bruderliebe. „Der Friede hat seine Zeit, und der Krieg hat seine Zeit" (Prd 3, 8). Wir waren durch die lange Friedenszeit etwas verwöhnt. Wir hörten wohl aus der Zeitung, da oder dort in der Ferne würden die Plagen des Krieges aus sieben Zornesschalen über die Völker ausgegossen. Allein wir spürten das nicht am eigenen Leibe. Jene fernen Gewitter hagelten nicht über unsere Weizenfelder. Bei uns war Friede. Wenn aber die Kriege im Völkerleben lange ausbleiben, dann beginnen gewöhnlich die Kriege im Volksleben, die Palastrevolutionen im Familienleben, die Zwistigkeiten und tollen Feindseligkeiten im Gemeindeleben, die maßlos gehässigen Parteikämpfe im politischen, die Bruderkriege im sozialen Leben. Friede im Völkerleben — Krieg im Volksleben. Wir verlernten, für die Segnungen des Friedens zu danken. Wir verkrallten uns in Gegensätze und

verbluteten viel edle Kraft in den inneren Kämpfen. Und doch hausen diese unblutigen inneren Bruderkriege im Volksleben schlimmer als der blutigste Krieg. Wenn aber ein Volk gezwungen wird, die Sense mit dem Schwert zu vertauschen, die Arbeit an der Maschine mit der Arbeit an der Kanone und das häusliche Heim mit dem Kriegszelt zu vertauschen, wenn der Krieg auseinanderreißt, was Gott verbunden hat, dann erwacht beim Abschiednehmen die alte, am Altar zusammengetraute Liebe. Dann besinnen sich die Volkskreise wieder, daß sie unter der gleichen Sonne und unter der gleichen Krone trotz allem viel Gemeinsames haben. Dann treten die Parteigegensätze im Volksleben zurück, und der deutsche Süden sagt zum deutschen Norden: „Bruder, dein Leben ist mein Leben, und dein Tod ist mein Tod.“ Krieg im Völkerleben — Friede im Volksleben. Der Krieg singt das hohe Lied der Bruderliebe.

Der Krieg singt das hohe Lied der hilfstätigen Liebe. Jede Not schreit nach einem Nothelfer, jede Wunde nach einem Wundenheiland. „Gegenseitige Hilfsbereitschaft“ lautet das Gebot der Stunde, und Zeitgebote sind Gottesgebote. Hier braucht man Hilfskräfte zum Einbringen der Feld- und Baumfrucht, dort zur

Verpflegung der durchziehenden Truppen, dort zur Familienfürsorge und Einrichtung einer Volksküche, dort zu den Sammlungen für freiwillige Krankenpflege, dort zur Tröstung bei Todesmeldungen — so oder so, aber irgendwo muß jeder mithelfen. Ein Krieg ist eine große, gemeinsame Sache, vor der alle privaten Interessen zurückstehen müssen. St Paulus hat im ersten Korintherbrief (13, 4—7) der Liebe das hohe Lied gesungen, nicht der gaffenden und photographierenden, nicht der selbstsüchtigen und eifersüchtigen und ordenssüchtigen, nein, der starken Liebe, die sich nicht verbittern läßt, die nichts Arges denkt, die alles erträgt und alles erduldet. Im besondern gilt das Gebot der hilfstätigen Liebe in Bezug auf das Rote Kreuz, das Königszelt des barmherzigen Samariters. Wo die Fahnen des Roten Kreuzes wehen, da weht ein Königsbanner über einem Königszelt. Das Königsbanner zieht voran! Unsere Pfalz ist wie alle Grenzländer des Reiches für die nächsten Wochen ein Land der unbegrenzten Möglichkeiten; gerade auf pfälzischem Boden ist also dem Roten Kreuze eine große Mission zugewiesen. Viel tausend Hände werden sich hilfesuchend nach diesem Kreuze ausstrecken und die Fahne des Wundenheilands

grüßen. Wo ein Miserere menschlichen Leids über die Schlachtfelder und durch die Krankensäle klagt, soll auch ein Magnifikat christlicher, hilfstätiger Liebe erklingen. Der Krieg singt das hohe Lied der hilfstätigen Liebe.

Der Krieg singt das hohe Lied der betenden Liebe. Zum Anfang des Krieges hat der Kaiser den ersten Befehl gegeben „Zum Gebet": „Jetzt geht in die Kirchen und beugt das Knie und betet!" Laßt den billigen Gassenlärm! Für Hunderttausende will es Abend werden. Geht in die Kirche und betet! Das Kaiserwort ist Tagesbefehl für den ganzen Krieg. Der Krieg ist nicht bloß eine Sache der Soldaten, er ist eine allgemeine Volkssache. Das ganze Volk, vom Schulkind bis zur Großmutter, die Kranken nicht ausgeschlossen, kann mitkämpfen und mitsiegen, kann mitraten im obersten Kriegsrat und mitbauen an der Weltgeschichte — durch das Gebet. Das Gebet ist auch eine Waffe und eine vaterländische Tat. Wer eine Armee von Betern mobil macht, hat dem Vaterland ein neues Gardekorps ins Feld gestellt, dessen Reserven die Legionen des Himmels bilden (Mt 26, 53). Unsere lieben Soldaten haben vor dem Ausmarsch gebetet und durch den Empfang der heiligen Sakramente mit dem Schöpfer ihrer Jugend

Frieden geschlossen. Manch einer, der im Getriebe des Kasernenlebens, „beim Haufen", das Beten verlernt hatte, hat es jetzt beim Ausmarsch auf die Erntefelder des Todes wieder gelernt. Sie werden auch im Felde zum Beginne des Tages und beim Vorrücken in die Feuerlinie mit einem stillen Reuegebet und einem herzhaften Stoßgebet („Mein Jesus, Barmherzigkeit!") dem Schutze des Allmächtigen sich befehlen. „Vater, ich rufe Dich!" „In Deine Hände befehl' ich mein Leben; Du kannst es nehmen, Du hast es gegeben." „Vater, Du segne mich, wenn mich die Donner des Todes begrüßen." Wir andern zu Hause wollen besondere Andachten halten und mit den Andachten auch die Andacht verdoppeln und mit dem Erzvater Jakob dem Herrn in einem Gebetskampf den Segen für unsere Brüder im Felde abringen. Windthorst hat einmal gesagt: „Wenn wir am Rednerpult stehen als Verfechter der guten Sache, dann mögen die Frauen vor dem Tabernakel knien!" Unsere Ordensfrauen werden von der Morgenwache bis in die Nacht hinein die Gebetswache vor dem Tabernakel halten, während die Soldaten auf dem Schlachtfeld eine heilige Sache verfechten. Viele Priester werden täglich die heilige Messe aufopfern für jene, die heute den

letzten Kampf zu kämpfen haben. Man sage nicht: Bei den andern Völkern werde auch gebetet. Wohl ist Gott in gleicher Weise der Vater aller Völker, und kein Volk ist Stiefkind; er ist aber nicht in gleicher Weise Anwalt von Recht und Unrecht, Anwalt von Ehrlichkeit und Verlogenheit.

Geht in die Kirche und betet! Jedes Vaterunser, jede Kommunion, jeder Rosenkranz erreicht unsere Lieben im Felde und kommt ihnen so oder so zu gute, als Schutz in Gefahren, als Trost in der Not, als Reuegnade im Tode. Der Krieg singt das hohe Lied der betenden Liebe.

Auf dem zweiten Fahnenband: Vom Geiste der Kraft.

Kriege sind Kraftproben zwischen den Völkern. Nicht bloß Kraftproben militärischer Kraft, auch Kraftproben geistiger und moralischer Kraft. Für den endlichen Sieg ist es ebenso wichtig, mit guten Gewissen auszurücken wie mit guten Gewehren. Es ist ein deutsches Dichterwort: „Der Krieg läßt die Kraft erscheinen."

Der Krieg läßt die Kraft des deutschen Soldaten erscheinen. An die Soldaten im Felde, und zwar an jeden einzelnen, ergeht zunächst das Kommando zu körperlichen Kraft-

leistungen auf dem Marsch, in Dauergefechten, im nächtlichen Postenstehen. Wie man sonst mit dem Morgengebet die gute Meinung verbindet, so sei heute, beim Morgengebet des Feldzugs, im voraus mit der guten Meinung „Alles meinem Gott zu Ehren" alles auf den Altar des Herrn gelegt, was der Krieg dem einzelnen an Strapazen und Müdigkeit, an Hunger und Durst, an schlechten Quartieren und schlechtem Wetter im Biwak, an schlaflosen Nächten und brennenden Wunden bringen wird. In dieser Anspannung der körperlichen Kräfte steckt aber bereits auch sittliche Heldenkraft, das eiserne „Du mußt" des militärischen Befehls, das goldene „Ich will" des militärischen Gehorsams. Die moralische Kraft leistet sogar die größere Hälfte der Kriegsarbeit und ist deren treibende Seele. Soviel Wille zum Sieg, soviel Sieg! Im Feuer der sittlichen Kraft werden jene Soldatentugenden geschmiedet, die König Ludwig in der herrlichen Proklamation vom 4. August seinen Bayern als eisernen Bestand ins Feld mitgab: Mut und Manneszucht, Zuversicht und Opferwillen! Auf dem Ambos der sittlichen Kraft wird jene Fahnentreue gehämmert, die auch beim letzten Kommando „Zum Sturm Gewehr rechts" an die Fahne des Regiments sich an-

schwört mit dem Treuschwur der Makkabäer: „Das sei ferne, daß wir vor ihnen davonlaufen; wenn unsere Stunde geschlagen, so wollen wir sterben für unsere Brüder in Kraft" (1 Makk 9, 10). Aus dem Geiste der sittlichen Kraft wird jener kameradschaftliche Geist der Armee geboren, der mit dem Kameraden den letzten Trunk der Feldflasche teilt und schon aus Achtung vor den Kameraden dem Religionsspott und den schmutzigen Zoten den Mund schließt. Aus dem Geiste der sittlichen Kraft wird jenes nationale Ehrgefühl der Mannschaft geboren, das auch in Feindesland fremdes Eigentum schont und fremde Frauenehre achtet, um dem deutschen Namen keine Unehre zu machen. Ich war seit dem letzten Krieg wiederholt in Frankreich und habe von Laien und Geistlichen gehört: „Ja, die deutschen Soldaten, die sind in die Kirche gegangen, wenn sie Sonntag Rasttag hatten; die haben am Vorabend der Schlacht die heiligen Sakramente empfangen, wenn sie Gelegenheit hatten; Respekt vor den deutschen Soldaten!" Nach der religiös-sittlichen Führung des Militärs in Feindesland wird man draußen unsere ganze Nation beurteilen. Jeder einzelne trägt also auf seinen Schultern ein Fahnenstück der nationalen Ehre. Jede mutwillige Zerstörung fremden Eigen-

tums, jedes frevelhafte Spiel mit Frauenehre schändet die Ehre des deutschen Namens. Das dürft ihr nicht, ihr lieben deutschen Soldaten! Darum werft den Helden in eurer Brust nicht weg! Das Königsbanner des Kreuzes, das Feldzeichen sittlicher Zucht, ziehe euch voran! Der Krieg soll die sittliche Kraft des deutschen Soldaten erscheinen lassen!

Der Krieg läßt auch die Kraft des deutschen Volkes erscheinen. Bekennen wir es offen: Unser Volksleben zeigte in manchen Punkten Leichenflecken sittlicher Entartung: die Zahl der Selbstmorde und Duellmorde, groß wie die Verlustliste einer Schlacht, die Zahl der Ehescheidungen und der Geburtenrückgang, der dem deutschen Volke in den letzten zehn Jahren mehr Volkskraft raubte als der letzte Krieg ihm kostete, eine versumpfte Literatur und eine den französischen Koketten nachgeäffte Frauenmode, ebenso unsinnig wie undeutsch! Die öffentliche Sittlichkeit unseres Volkes war auf dem Wege nach Paris. Da kam der Ruf zu den Fahnen am Abend des 1. August und er wurde zugleich zu einem Weckruf der sittlichen Volkskraft. Die heilige Flamme glühte und der christliche Starkmut feierte gleich in den ersten Tagen der Mobilmachung herrliche Triumphe. Es begann das

tapfere Abschiednehmen im ganzen Reich. Die Söhne und Väter rissen sich los von ihren Familien: „Mutter, unser Herrgott wirds schon recht machen. Es hat einmal sein müssen. Besorg die Kinder gut und betet für mich!" „Ja, Vater, wenn du nur wiederkommst. Geh in Gottes Namen!" Die Freiwilligen stellten sich zu Haufen, die Hilfsvereine begannen ihre Arbeit, das Volk ertrug mit einer soldatischen Manneszucht den Fahrplansturz im Post-, Bahn- und Brückenverkehr, sogar die militärische Zensur seiner Briefe und Zeitungen, und fügte sich wie ein Mann den von den Militärbehörden getroffenen Maßnahmen, — „der Krieg läßt die Kraft erscheinen, alles erhebt er zum Ungemeinen." Und immer mehr wird unser Volk erkennen, daß die größten Stunden im Volksleben so gut wie im Menschenleben die Stunden der größten Opfer sind. Tingeltangel und lärmende Festlichkeiten wären eine Entweihung der Stunde. Die Heilige Schrift erzählt von einem echten Soldatenblut, dem tapferen Urias, der als Ordonnanz vom Kriegsschauplatz in die Heimat kam. Er hätte sich dort ein paar gute Tage machen können. Nein, sprach er, die Lade des Herrn steht unter den Kriegszelten, meine Kameraden biwakieren auf dem Erdboden, und

ich sollte in mein Haus gehen, um zu essen und zu trinken und dem Genusse zu leben? Nein, das tue ich nicht (2 Kg 11, 11). Jetzt ist nicht Zeit, dem Genusse zu leben und in der schwülen Luft der Vergnügungslokale zu verweichlichen, während unsere Soldaten bei Sturm und Wetter im Felde stehen. Wenn unser Volk die Stunde der Heimsuchung erkennt und im rechten Geiste nützt, dann wird der Krieg uns nicht bloß einen fürchterlichen Blutverlust, er wird uns auch eine Bluterneuerung bringen, — ein Heilserum gegen die sittliche Entartung des Volkslebens werden, eine Beseelung mit dem Geiste der Kraft.

Auf dem dritten Fahnenband: Vom Geiste des Vertrauens.

Beim letzten Abendmahl nahm der Heiland von seinen Jüngern Abschied mit einem hohenpriesterlichen Mahnwort und einem hohenpriesterlichen Gebet: „Euer Herz sei nicht in Unruhe und nicht verzagt!" (Jo 14, 27). „Vater, bewahre sie in deinem Namen!" (17, 11). Sein und unser Abschiedswort ein Mahnwort zum Vertrauen! Bannen wir im Namen Jesu die bösen Geister des Trübsinns und Mißtrauens, lassen wir uns firmen vom Geiste eines unerschütterlichen Vertrauens!

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

Ihr habt die Reden des Kaisers, des erhabenen Bundesfeldherrn der Kriegstruppen, und die Reden unseres geliebten Königs gelesen. Ihr habt alle mit mir aus Kaiserwort und Königswort herausgefühlt, wie stark in diesen Herrschern das Bewußtsein der Verantwortung glüht, wenn ihre besten Absichten, dem Vaterlande auch diesmal den Frieden zu erhalten, von außen her zerschlagen werden und sie nun notgedrungen das Aufgebot zum Kriege geben müssen. Zu solchen Kriegsherren kann man und muß man Vertrauen haben. Ihr habt es hier mit eigenen Augen gesehen, wie an der Riesenmaschine des Mobilmachungsapparates auch nicht das kleinste Rad versagte. Unsere wackeren Eisenbahner haben Tag und Nacht unsagbare Arbeit geleistet, und nicht einmal ein kleiner Betriebsunfall ist vorgekommen. So genau war von der Heerführung im Frieden alles vorbereitet, so gewissenhaft hat alles einander in die Hand gearbeitet, — zu einer solchen Heerführung kann man und muß man Vertrauen haben.

Die apokalyptischen Reiter haben zum Todesritt gesattelt mit Schwert und Bogen und der Sense des Todes. Aber auch die Sanitätskolonnen sind gut vorbereitet, um die Wunden

des Krieges wieder zu heilen, soweit Menschenkunst das vermag, im Zeichen des Genfer Kreuzes und im Geiste des barmherzigen Samariters. Auf den Verbandplätzen in der Nähe der Feuerlinie, in den Lazaretten und Spitälern ist die ärztliche Hilfe vielfach rascher zur Stelle als wenn in Friedenszeiten im landwirtschaftlichen Betrieb oder in der Werkstatt ein Unfall sich ereignet. Wie für die leibliche Pflege ist auch in seelsorglicher Hinsicht für die Schwerverwundeten vorgesorgt. Die Feldgeistlichen folgen den Divisionen auf allen Märschen und stehen in der nächsten Nähe des Schlachtfeldes mit Stola und Krankenöl bereit. Den Feldlazaretten und Heimatlazaretten, wo Hunderte von Geistlichen als Krankenpfleger eingestellt sind, ist je ein Geistlicher zu geistlichem Beistand bei Tag und Nacht zugewiesen. Französische Spitäler haben in Friedenszeiten nicht soviel Seelsorge wie unsere Spitäler in Kriegszeiten. Darum habt Vertrauen, euer Herz sei nicht verzagt, euere Väter und Söhne und Brüder im Rock des Königs sind in guter Pflege.

Das höchste Gebot der Stunde ist das Gottvertrauen. In Gottesfurcht beugen wir heute die Knie, senken wir die Degen vor dem König

des Himmels und der Erde. In seinen Händen liegen die Lose unseres Lebens und unseres Volkes verschlossen. In Gottvertrauen werfen wir uns wie ein Kind in die Vaterarme unseres allmächtigen und allgütigen Gottes. Der Herr denkt Gedanken des Friedens, auch wenn die Menschen Gedanken des Krieges denken. Der Herr hat für jedes Gebet eine Gnade, für jede Wunde eine Hilfe, für jede Gefahr einen Engel. Das Menschenleben ist jetzt in Europa furchtbar billig geworden, billig wie die Sperlinge, von denen man zwei um einen Pfennig kauft, und doch fällt nicht ein einziger Sperling vom Dache ohne Wissen unseres himmlischen Vaters (Mt 10, 29). In Gottes Augen ist der Mensch etwas Kostbares geblieben. Werft also euere Sorge auf den Herrn und tröstet alle, die den Kopf verlieren wollen! (1 Thess 5, 14). Im besondern bitte ich euch: Schreibt den Soldaten keine Jammerbriefe ins Feld und macht ihnen das Herz nicht schwer durch Lamentobriefe! Geht lieber in die Kirche und betet den Kreuzweg und ladet euere Sorge um ein teueres Leben auf das Kreuz des Heilandes ab!

Meine lieben Soldaten! Wenn die Spartaner ins Feld zogen, nahmen sie aus der Heimat heiliges Feuer mit, um auch im Felde draußen

mit heimatlichem Feuer zu opfern. Es wird schwere Opfer kosten, aber Gott wird helfen, wenn jeder einzelne seinen Mann stellt und jetzt beim heiligen Meßopfer mit dem heiligen Feuer eines todesstarken Opfermutes sich versieht, um dann draußen im Felde die schweren Opfer zu bringen. Laßt euere flammende Begeisterung nicht am ersten Regentag erlöschen! Geht in Gottes Namen als christliche Soldaten! Wollte euch die Überzahl des Gegenbundes bange machen, — vor dem Ewigen sind tausend Jahre wie ein Jahr, vor dem Allmächtigen tausend Mann wie ein Mann, und „dem Herrn fällt es nicht schwer, Heil zu schaffen, sei es mit vielen, sei es mit wenigen" (1 Kg 14, 6). Gibt es lange Märsche und Quartier auf freiem Felde, — Erzvater Jakob hatte unter freiem Himmel auf einem Feldstein übernachtet und hörte das Gotteswort: „Ich werde dein Schutzherr sein, wohin du auch marschierst, und werde dich in deine Heimat zurückbringen und werde dich nicht im Stiche lassen" (Gn 28, 15). Geht es auf den östlichen oder auf den westlichen Kriegsschauplatz, — der Psalmist schlägt überall seine Hand in die Hand des Allgegenwärtigen: Erhebe ich meine Flügel gegen Osten oder schlage ich mein Zelt im Westen, da und dort wird Deine Hand

mich führen und deine Rechte mich halten (Ps 138, 9 f). Geht es heiß auf Leben und Tod, — „wenn ich auch wandle mitten in den Schatten des Todes, ich fürchte kein Unheil, weil Du bei mir bist" (Ps 22, 4). „Ob wir leben oder sterben, wir sind des Herrn" (Röm 14, 8). Gott wird helfen. Das Königsbanner weht voran. Laßt uns anlegen die Waffen des Lichtes: Liebe, Kraft und Vertrauen!

2. Unser Kriegsgebet.

Herr der Heerscharen, Du Schirmherr der gerechten Sache! Wir bitten Dich im Namen Deines Sohnes, unseres Herrn und Heilandes, Du wollest unsere Truppen im Felde mit Deiner Kraft umgürten, unsere Feldherren mit Deinem Geiste erleuchten, unsere Kriegsschiffe mit dem Panzer Deiner Allmacht umgeben, unsere Luftfahrer im Schatten Deiner Fittige behüten.

Vater der Erbarmung und der Treue, König des Himmels und der Erde, laß Deinen Namen angerufen sein über den Treubund der beiden Kaiser, laß Dein Angesicht leuchten über unsern König und das ganze Königliche Haus!

Heiliger, starker Gott, laß Dir besonders jene empfohlen sein, die uns nahe stehen! Sei Du mit Deinem allmächtigen Schutz ihr Schild in den Gefahren des Krieges, ihr Stab und ihre Stütze in den Mühen des Dienstes, ihre Krone in der Stunde des letzten Kampfes! Sei Du der Heiland ihrer Wunden und ihre Zuversicht von der Morgenwache bis in die Nacht hinein! Barmherziger Vater, bewahre sie in Deiner Gnade und führe sie die Wege der Heimkehr!

Heiliger, unsterblicher Gott, öffne unserem Volke die Augen und gib ihm die Gnade,

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Deine heiligen Absichten in dieser Stunde der Prüfung zu erkennen, im Geiste der Buße unter Deine gewaltige Hand sich zu beugen und die fremden Götter aus seiner Mitte fortzuschaffen. In Tagen des Waffenglücks wollen wir Deinem Namen die Ehre geben und nicht eigener Kraft uns rühmen, in Tagen des Unglücks wollen wir nicht verzagen. Mit Deiner Gnade wollen wir vor den Massengräbern des Krieges wachsen in Gottesfurcht und Gottvertrauen, in der Treue zum Königshause, in der Liebe zu unsern Volksgenossen, und den tapfern Vorsatz fassen, ein neues Leben zu beginnen.

Vater des Lichtes und Gott alles Trostes, gib jedem einzelnen von uns das Wollen und das Vollbringen, starkmütig die Lasten des Krieges zu tragen, einmütig die Wunden des Krieges zu heilen, großmütig in den Werken der Nächstenliebe und Fürsorge auszuharren und in Deinem Dienste, Du Vater der Verwaisten, die Trauernden zu trösten.

Gott des Friedens, wir bitten Dich auf den Knieen, Du wollest die Tage der Heimsuchung abkürzen und unser liebes Vaterland bald wieder die Segnungen eines ehrenvollen Friedens genießen lassen. Laß unser Vertrauen nicht zu schanden werden! Durch Christus unsern Herrn. Amen.

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

3. Das Vaterunser im Völkerkrieg.

Ein Hirtenbrief.

Der Krieg hat unser Volk ins Gebet genommen und viele wieder beten gelehrt, die im Getriebe des Lebens ihren Gott vergessen hatten. Der Krieg hat auch das Vaterunser wieder zu öffentlichen Ehren gebracht, jenes unsterblich schöne Heilandgebet aus dem heiligen Evangelium, das die höchsten Anliegen eines Gebetes nach dem Herzen Gottes in sieben kurzen Bitten zusammenfaßt — ein Siebengestirn himmlischen Lichtes, ein Siebengebirge göttlicher Kraft. Der Eingeborne des Vaters, der hohepriesterliche Lehrmeister des rechten Betens, hat das Vaterunser in einer Weihestunde seines Erdenlebens selber verfaßt und mit dem Auftrag: „So sollt ihr beten" seinen Jüngern vorgebetet, von einem Abglanz des ewigen Lichtes umleuchtet (Mt 6, 9—13). Seitdem ist sein Schall in alle Welt hinausgedrungen, und niemand kann sich vor seiner Wärme verschanzen. Allen Ständen und Altersstufen, allen Nöten und Lebenslagen, allen Zeiten und Zonen wurde das Gebet des Herrn ein neuer Psalter des religiösen Lebens, den Kleinen ein kleiner Katechismus vom Vater

im Himmel, den größten Geistern eine Lichtwelt göttlicher Gedanken, den größten Heiligen ein hohes Lied christlicher Vollkommenheit, den Aposteln des Gottesreiches ein kleines Evangelium, dem sozialen Arbeiter in der Brotbitte eine Offenbarung wirtschaftlicher Werte, den Schuldbeladenen ein Hirtenbrief vergebender Liebe, denen, die mit der Versuchung und dem Übel kämpfen, eine frohe Botschaft der Erlösung.

Das Vaterunser ist ein uraltes Gebet, so alt wie das Evangelium, und doch ist es heute, in der Zeit des Weltkrieges, „ein neues Lied" geworden, eine unschätzbare Liebesgabe Gottes, eine Waffenrüstung des Lichtes, ein Friedenspsalm vom Vater im Himmel und dabei ein Waffensegen vom Herrn der Heerscharen. Unsere Soldaten beten das Vaterunser im Feuer der Schlacht, in den Feuerpausen im Quartier, auf der nächtlichen Wacht, im Lazarett in schlaflosen Nächten. Sogar laut und gemeinsam haben sie es in Stunden der Gefahr gebetet. Schwerverwundeten und sterbenden Kameraden haben sie es vorgebetet, und wenn sie an einem Grabhügel vorüberkamen, war ein Vaterunser ihr letzter Gruß an die gefallenen Brüder. Im täglichen Vaterunser suchen sich und begegnen sich die Gedanken der Soldaten im Felde und ihrer

Familien in der Heimat. Der Landwehrmann im Felde weiß: Die Kinder daheim beten täglich das Vaterunser um Heimkehr des Vaters, und die Kinder daheim wissen: Der Vater im Felde sendet uns täglich mit einem Vaterunser seinen Segen. Darum soll der diesjährige Hirtenbrief für unsere Brüder im Heer und in der Heimat das Vaterunser im Völkerkrieg zum Gegenstand haben.

Vater unser, der du bist in den Himmeln!

Die Überschrift und Anrede im Vaterunser, die unsere Seele zum Gebete mobil machen will, enthält in ihrem ersten Wort „Vater" die kürzeste Christenlehre unseres Glaubens, eine Offenbarung der christlichen Gnaden- und Erlösungslehre. Es ist eine hohe Gnade und Ehre, daß wir Kinder des Staubes den unendlichen Gott mit dem trauten Vaternamen grüßen und ihn wie Kinder ihren Vater mit „du" anreden dürfen. Der ewige Sohn des ewigen Vaters hat in der Menschwerdung die erdgraue Uniform des Menschenleibes angezogen (Phil 2, 7) und ist dadurch unser Bruder geworden, äußerlich uns gleichgestaltet, damit wir innerlich seinem Bilde gleichförmig, Geist von seinem Geiste, und dadurch in Gnaden Kinder Gottes würden. „Als

die Fülle der Zeit kam, sandte Gott seinen Sohn ..., damit wir an Kindesstatt angenommen würden..., sandte Gott den Geist seines Sohnes in eure Herzen, der ruft: Abba, Vater" (Gal 4, 4—6). Wenn aber Gott unser Vater und wir seine Kinder, dann sind wir auch unter uns im Namen Jesu wie Brüder und Schwestern im gleichen Vaterhause zu einer einzigen großen Gottesfamilie berufen. Christus, „der Erstgeborne unter vielen Brüdern" (Röm 8, 29), hat die Erlösten seine „Brüder" genannt (Hebr 2, 11 f), und in den apostolischen Urgemeinden haben sich die Christen am liebsten als „Brüder" begrüßt (Apg 9, 30; 11, 1; 1 Petr 2, 17 u. ö.). Darum beten wir im Vaterunser, auch wenn wir es ganz allein beten, immer in der Mehrzahl zu unserem Vater, nicht zu meinem Vater, um unser tägliches Brot, um Vergebung unserer Schuld, weil die einzelnen Christen auch immer die Anliegen der ganzen Christenheit in ihr Gebet einschließen und geschwisterlich das Wohl und Weh der andern wie eigenes Wohl und eigenes Weh empfinden sollen. Im Geiste des Vaterunser wird also einer dem andern die Lasten des Krieges tragen helfen wie ein Bruder dem Bruder, im Geiste des Vaterunser werden wir alle in seelischer Anteilnahme den Leid-

tragenden des Krieges sagen: Euer Leid ist unser Leid, weil es eine Heimsuchung unseres gemeinsamen Vaters ist.

Gott unser Vater, wir seine Kinder, untereinander Brüder! Dieses Gnadenverhältnis gilt aber nicht allein für unser Volk. Auch die Völker anderer Zungen vom Aufgang der Sonne bis zu ihrem Untergang sind berufen, als „Hausgenossen Gottes" (Eph 2, 19) mit dem gleichen Erbrecht der Kinder Gottes (Röm 8, 17) in der Gemeinschaft der Erlösten verbrüdert zu werden. Auch die Millionen, die heute im Kampfe auf Leben und Tod einander gegenüberstehen, beten das Vaterunser und bekennen sich damit als Kinder des gleichen Vaters und als Brüder in Christus, und keiner will ein Stiefkind des himmlischen Vaters sein. Auf einem Krieg unter Christen, überhaupt unter Gottesgläubigen, ruhen also sozusagen die Schatten eines Bruderkrieges. „Zwischen mir und dir soll kein Streit sein; denn wir sind Brüder" (Gn 13, 8). Auch der notwendigste und gerechteste, auch der siegreiche Krieg bleibt im Vergleich mit dem Frieden eine Wunde der christlichen Weltordnung. In diesem Sinne ist das Vaterunser mit seinem Anfangswort eine Kundgebung zu gunsten des Weltfriedens.

Und doch ist das Gebet des Herrn kein unbedingtes Gottesurteil gegen den Krieg. Damit, daß es Gott gefallen hat, den Namen Vater sich beizulegen, ist nach einem Apostelwort (Eph 3, 15) der Vatername auf Erden überhaupt etwas Ehrwürdiges und Gottebenbildliches geworden. Mit dem Vaternamen aber sind auch die Namen Vaterhaus und Vaterland und Landesvater zu heiligen Namen geweiht und in Gottes Nähe gerückt. Das Gebet zum Vater im Himmel hebt die Seele von den Schollen der Erde empor und weckt das Heimweh nach dem himmlischen Vaterland (Hebr 11, 14—16). Gleichzeitig aber verklärt sich im Lichte des himmlischen Vaters die Würde des irdischen Vaters, im Lichte des himmlischen Vaterlandes die Liebe zum irdischen Vaterlande. Das nämliche vierte Gebot, das uns gebietet, Vater und Mutter zu ehren, verpflichtet uns auch, Vaterland und Heimat zu lieben in hellen und in trüben Tagen, mit dem Willen zur Tat und mit dem Willen zum Leiden. Vaterunser und Krieg stehen also nicht in unbedingtem Gegensatz einander gegenüber wie Jesus und Barabbas. Man darf auch im Kriege Vaterunser betend vor Gott erscheinen, ohne ihn zu versuchen. Vielmehr hat das Vaterunser auf die

Liebe zum Vaterlande das Siegel der religiösen Weihe gedrückt.

Das einleitende Wort im Gebet des Herrn ist das Leitwort des ganzen Gebetes. Alle sieben Bitten, die nun folgen, sind auf die Gedankenlinie dieser ersten Worte „Vater unser" eingestellt. Wir müssen diese geistige Führerstellung der Anrede im ganzen Gebet im Auge behalten, um unserer denkenden Andacht bei jeder Bitte einen neuen Anlauf zu geben.

Geheiliget werde deine Name!

Gleich die erste Bitte ist wie alle sieben ein Gebet und zugleich ein Gebot: Ihr sollt den heiligen Namen Gottes in Ehren halten, ihr dürft dem Namen eures Vaters keine Schande machen! Ihr sollt in euerm Tun und Lassen, im Essen und Trinken und auch im Hungern und Durstleiden (vgl. 1 Kor 10, 31), in allem die Losung haben: Gott zu lieb und Gott zur Ehre! Ihr sollt den Fahneneid und alle Eide und Gelübde, im Namen Gottes beschworen, in Treue halten! Ihr sollt die Rechte Gottes auf Erden auch im öffentlichen Leben der Völker anerkennen in Krieg und Frieden! Das alles liegt in der ersten Bitte: Geheiliget werde dein Name!

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Die Menschen halten alles auf ihre Ehre und ihren guten Namen und sagen: Lieber sterben in Ehre als leben in Schande! Die Völker erheben flammenden Einspruch, wenn eine fremde Hand den Schild der nationalen Ehre antasten und die Rechte des Landes verkürzen will. Das deutsche Volk hat sich wie ein Mann erhoben, als es hörte: Es geht um die Ehre des deutschen Namens, um die heiligen Rechte des Vaterlandes. Die Ehre des Vaterlandes ist heilig, heilig ist aber auch die Ehre des himmlischen Vaters. „Wenn ich der Vater bin, wo bleibt meine Ehre?" (Mal 1, 6). Die Rechte der Völker sind heilig, heilig aber auch die Majestätsrechte Gottes im Völkerleben. Recht muß Recht bleiben, auch dann und dann erst recht, wenn es sich um die Majestätsrechte Gottes handelt. „Dein, o Herr, ist die Herrschaft und die Macht und der Ruhm und der Sieg, und Dir gebührt die Ehre! Dein ist alles im Himmel und auf Erden" (1 Chron 29, 11). Diese Worte des Psalmenkönigs waren das Vorspiel zur ersten Bitte: Geheiliget werde Dein Name!

Wir leben nicht in einem Lande, wo das Vaterunser in den Schulen verboten ist, wo der Name Gottes im öffentlichen Rechtsleben der

Friedenszeit und selbst in den amtlichen Kundgebungen der Kriegszeit grundsätzlich totgeschwiegen wird. Unsere Wehrkraft ist im Namen Gottes ins Feld gezogen, nicht um sich selber einen Namen zu machen wie der syrische Feldherr (1 Makk 3, 14) und damit einen Raub an Gottes Ehre zu begehen. Der Kaiser hat bei jeder Kundgebung den Namen Gottes über seine Truppen angerufen und bei jedem Waffenerfolg den Lorbeer des Tages dem Namen Gottes gutgeschrieben. „Nicht uns, o Herr, nicht uns, sondern Deinem Namen gib die Ehre!" (Ps 113, 9). Damit wurde die Armee unter den Segen der Bitte gestellt: Geheiliget werde Dein Name!

31

Auch die einzelnen Soldaten haben die erste Bitte als Losung und gute Meinung mit ins Feld genommen. Der Abschied von Heimat und Familie war hart — in Gottes Namen, geheiliget werde sein Name! Die Entbehrungen und Anforderungen des Feldzugs wachsen ins Riesengroße und verlangen ein tägliches Heldentum — in Gottes Namen! Die stündliche Nähe des Todes, das Stillehalten im mörderischen Granatfeuer, das Brennen der Wunden, alles mit der Losung: In Gottes Namen, geheiliget werde sein Name!

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Zu uns komme dein Reich!

An das erste und höchste Anliegen des Menschensohnes, die Ehre des göttlichen Namens, reiht sich die zweite Bitte um siegreiche Zukunft des Gottesreiches in der Welt und in den einzelnen Seelen. Auch diese Bitte im Vaterunser: „Es komme dein Reich", ist im sprachlichen Ausdruck einfach, schlicht und kurz und gleicht wie das Himmelreich selber dem Senfkorn, dem unscheinbaren, aber inhaltvollen, und der kleinen, aber kostbaren Perle.

Unmittelbar ist das Reich Gottes an dem furchtbaren Ringen der Weltreiche nicht beteiligt; denn das Königreich des himmlischen Vaters steht nicht in Reih und Glied mit den Weltreichen wie ein Kriegsschiff im Kriegsgeschwader; als Reich der Gnade steht es unparteiisch über allen politischen Grenzen wie der Regenbogen über dem Schlachtfeld. Mittelbar aber wird doch auch das Reich Gottes in Europa durch den Gang und Ausgang des Völkerkrieges in Mitleidenschaft gezogen. Das Reich Gottes ist für seinen Bestand nicht auf Bajonette und Kanonen angewiesen. Im großen und ganzen hat es als „Reich für alle Zeiten" (Ps 144, 13) sogar die Verheißung, die Mächte

der Finsternis würden es nicht überwältigen (Mt 16, 18). In den einzelnen Ländern aber kann es „zu uns kommen" oder von uns weggenommen werden, an Boden und Einfluß gewinnen oder verlieren, und für diese Aufwärts- oder Abwärtsentwicklung des Gottesreiches kann der Ausgang des Krieges und die politische Neugestaltung von großer Bedeutung werden. Die Meßschnur ist über Europa ausgespannt und seine Länder sind in Gärung, und da das Himmelreich dem Sauerteig gleich ist, der die Masse in der Gärung durchsäuert (Mt 13, 33), muß ihm der Weg offen stehen, „zu uns zu kommen", um im Geiste Christi an der inneren Neugestaltung der Zukunft in Frieden und Freiheit mitzuwirken. Gott möge unsere Kirche davor bewahren, daß auch bei uns ihre Freiheit und ihre Rechte vom sibirischen Osten her abgegrenzt würden, aus einem Lande, das bisher ein mamertinischer Kerker katholischen Lebens war, oder vom Westen her aus einem Lande, das im letzten Jahrzehnt die Kirche wie eine Sklavin geknechtet, wie eine Agar mit Wasser und Brot in die Wüste hinausgestoßen hat. In diesem europäischen Völkerkriege schlägt also auch für das Reich Gottes eine entscheidende Stunde, und wir haben allen Grund,

aus tiefer Seele zu beten: Zu uns komme dein Reich!

An vielen einzelnen Seelen ist die zweite Bitte schon am Anfang des Krieges in Erfüllung gegangen. Sie haben den Ruf des Herrn vernommen: „Suchet zuerst das Reich Gottes" (Lk 12, 31), und haben durch Empfang der heiligen Sakramente die Gnade und den Frieden des Himmelreichs wieder gefunden. Viele verlorene Söhne, die in Friedenstagen das Haus des Vaters gegen die Fremde, die Güter des Gottesreiches gegen die Armut der Gottentfremdung eingetauscht hatten, sind vor dem Ausmarsch ins Feld geistig in das Haus des Vaters heimgekehrt. Nicht alle haben den Heimweg gefunden. Bei manchen fehlte die Grundlage der Familienerziehung, andere waren schon zu weit vom Vaterhause abgekommen. Viele aber, sehr viele haben im Sakrament der Buße den alten Menschen ausgezogen und einen neuen angezogen (Eph 4, 22—24). Vielleicht sind in 40 Friedensjahren im Waffenrock nicht so viel Vaterunser gebetet worden wie in dem einen Kriegsjahr. Der Krieg hat in den Missionen viele Zelte des Gottesreiches zerstört, er hat aber dafür in den Seelen viel Gottesreich wieder aufgebaut und zu uns kommen lassen.

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

Dein Wille geschehe!

Die Weltgeschichte steht auf der ganzen Linie ihres Verlaufs unter einem festen einheitlichen Oberkommando, unter dem Willen des Allmächtigen. „Gott wirkt alles nach dem Ratschluß seines Willens" (Eph 1, 11). Auch wenn die Weltgeschichte die Bahn der friedlichen Entwicklung verläßt und auf der Wildspur des Krieges einherschreitet, auch in den Tagen eines Weltkrieges hat Gott die Zügel der Weltregierung nicht aus der Hand gegeben. Sein Wille geschieht, und schließlich müssen die Taten wie die Untaten des Krieges den heiligen Absichten seiner Vorsehung Vorspanndienste leisten. Er ist der Herr, sagt der Prophet (Is 45, 6 f), der nicht bloß das Licht und den Frieden, der auch die Finsternis und das Kriegsübel schickt. Nur diese gottesgläubige Auffassung der Weltgeschichte kann sich in dem Irrgarten eines Weltkrieges mit seinen vielverschlungenen Wegen zurechtfinden, ohne irre zu laufen. Mit der Erklärung des Unglaubens, das sei alles Gespinst am eisernen Webstuhl der Geschichte, kann man verzweifeln, aber nicht leben. Die dritte Vaterunserbitte löst zum großen Teil die Rätsel des Krieges, nimmt ihm viel von seinen Schrecken, indem sie die Zu-

kunft mit kindlichem Glauben in Gottes Vaterhände legt: „Der Vater im Himmel wird es schon recht machen. Der Wächter Israels wird nicht schlafen und nicht schlummern (Ps 120, 4). Er spricht sein Fiat, es werde, und sein Wille geschieht. Er kann auch mit Blitzen Weltgeschichte schreiben." Mit dem Gebetswunsch „Fiat, dein Wille geschehe in der Weltgeschichte", schreiben wir sozusagen ein vertrauensvoll anbetendes Ja und Amen unter den Weltplan Gottes und sein Walten in der Weltgeschichte.

Dein Wille geschehe auch in der Heilsgeschichte! Der Vater im Himmel denkt auch im Kriege Gedanken des Friedens (Jer 29, 11), auch im Unheil Gedanken des Heils. Unsere Aufgabe ist es, zu erkennen, was uns zum Heile dient, und dem Heilsruf Gottes zu folgen. Der Heilswille Gottes geschieht nämlich nicht ohne Zustimmung und Mitwirkung unseres freien Willens. Im Dienste des göttlichen Willens sind wir kein totes Handwerkszeug wie das Gewehr in der Hand des Soldaten, wir sind freie, selbsttätige Wesen wie der Soldat im Dienste seines Königs. Wir sind nicht willenlose Sklaven, wir sind willige Kinder des himmlischen Vaters und sprechen mit dem jungen Tobias: „Vater,

alles, was du mir aufgetragen hast, will ich tun" (Tob 5, 1). Noch mehr: Dein Wille geschehe wie im Himmel also auch auf Erden! Die Heerscharen des Himmels, die Engellegionen, vollziehen den Willen Gottes ohne Widerrede mit seligem Gehorsam, ohne Rückzug, ohne Gehorsamspausen, als „lohende Feuerboten" (Ps 103, 4), mit der Blitzesschnelle des Funken im Feldtelegraphen. So freudig und so treu wie im Himmel, im Reiche des Friedens, sollte Gottes Wille auch auf Erden, auf dem Kampfplatze des Krieges, geschehen!

Die dritte Vaterunserbitte ist im besondern eine Quelle religiösen Trostes für die Leidtragenden des Krieges. Euer Bischof weiß, der Krieg hat bereits vielen von euch schwere Wunden geschlagen und bitteres Leid gebracht. Gottgesegnete Bande wurden zerrissen, glückliche Familien haben ihre Söhne verloren, die mit ungezählten Opfern großgezogen waren. Wer zählt die vielen, die als Invaliden in die Heimat kommen, und „wer gibt meinen Augen eine Tränenquelle, um Tag und Nacht die Erschlagenen meines Volkes zu beweinen"? (Jer 9, 1). Ein morscher Glaube bricht unter solchen Schlägen zusammen und sieht alle Sterne vom Himmel fallen. Ein Glaube aber, der das Vater-

unser betet, richtet sich in solchen Stunden an der dritten Vaterunserbitte empor: „Vater im Himmel, dein Wille geschehe! Vater, ich weiß, es ist deine Fügung. Du willst dein Kind prüfen und näher an dich ziehen." Nicht der Vater muß sich nach den Wünschen des Kindes richten, das Kind muß seine Wünsche dem Willen des Vaters unterordnen. Der Vater hat trotz unserer Gebete den Kelch an uns nicht vorübergehen lassen. Müßte Gott in gar allen unsern Bitten uns zu Diensten sein und unser Beten immer so erhören, wie wir meinen, und uns den Willen tun, dann wäre er ja unser Knecht und nicht mehr unser Vater. Fiat, dein Wille geschehe auch in unserer Lebensgeschichte! Christus hat, als er zum erstenmal das Vaterunser vorbetete, diese Bitte mit dem Fernblick nach dem Kreuze gesprochen. Mit jedem Vaterunser treten wir an seine Seite, von ihm die Kunst des Betens und des Leidens zu lernen.

* * *

In den ersten drei Vaterunserbitten haben wir drei himmelhohe Interessen Gottes, die Ehrung seines Namens, die Ausbreitung seines Reiches, die Erfüllung seines Willens, zu persönlichen Anliegen unseres Herzens

gemacht. Wenn Gott unser Vater ist, kann es uns, seinen Kindern, nicht gleichgültig sein, ob der Name des Vaters in Ehren oder in Schanden steht, ob das Reich des Vaters zu uns kommt oder ins Gesicht hinein verabschiedet wird, ob der Wille des Vaters einem willigen Ja oder einem trotzigen Nein begegnet. In den letzten vier Vaterunserbitten steigen wir aus dem Himmel der göttlichen Interessen herab in die Welt der Menschheitsinteressen, in die tieferen Zonen, wo der Hunger wohnt und die Schuld und die Versuchung und das Übel. Wenn Gott unser Vater ist, kann es ihm nicht gleichgültig sein, ob seine Kinder hungern oder Brot zu essen haben, ob sie in Schuld oder Unschuld leben, in Versuchung fallen oder stehen, vom Übel erdrückt oder erlöst sind. Damit bekennt sich das Vaterunser als Geist vom Geiste des Gottessohnes, weil es die Anliegen Gottes an die erste Stelle setzt und nicht, wie vielfach die alttestamentlichen Gebete, die Bitte um das tägliche Brot und andere irdische Güter voranstellt. Auf der andern Seite bekennt sich das Vaterunser aber auch als Geist vom Geiste des Menschensohnes, weil es die Anliegen des Menschenlebens, die Bitte um zeitliche Güter, um Erlösung von irdischen Übeln nicht ganz

außer acht läßt. Ein tiefer Einblick in die Welt der sozialen Fragen, eine ergreifende Teilnahme an der Hauptsorge des täglichen Lebens offenbart sich in der vierten Bitte:

Unser tägliches Brot gib uns heute!

So betet die Menschheit Tag für Tag vom Kaiserschlosse bis zu den Hütten der Armut, und Tag für Tag öffnet der Brotvater im Himmel seine Hand und erfüllt alle Lebewesen mit seinem Segen (Ps 144, 16). Heute, in den Tagen des Völkerkriegs, hat die Brotbitte im Gebet des Herrn eine besondere Note. Von seiten der staatlichen Behörden sind in Bezug auf den sparsamen Verbrauch von Brotgetreide während der Kriegszeit tief einschneidende Ratschläge und Verordnungen ergangen. Uns ist es heilige Pflicht, diese notwendigen, wohlgemeinten Maßnahmen und Brotgesetze im Geiste der vierten Vaterunserbitte mit Vertrauen entgegenzunehmen und in jedem Haushalt ohne Unruhe, aber auch ohne Leichtsinn, auszuführen.

Die landwirtschaftlichen Kreise werden nicht so unvernünftig sein, Brotgetreide und andere Nahrungsmittel aus Angst vor einer Hungersnot oder gar aus geschäftlichen Absichten in verbotener Menge zurückzuhalten. Nicht erst

der deutsche Bundesrat, schon der biblische Sinnspruchdichter hat den Wucher, der aus der Not der Zeit Metall schlagen will, ein fluchwürdiges Verbrechen am Volke genannt: „Wer Korn zurückhält, wird vom Volke verflucht; Segen aber kommt auf das Haupt derer, die es zu Markt bringen" (Spr 11, 26).

Die einzelnen Haushaltungen werden den Mehlverbrauch, im besondern von Weizenmehl, haushälterisch nach den staatlichen Vorschriften regeln und die Jugend strenge anhalten, auch die Überreste von Tisch und Küche in irgend einer Weise auszunützen und nicht zu verschleudern. Das ist nicht erst ein Zeitgebot von heute, das ist ein Gottesgebot aus dem heiligen Evangelium. Bei der Brotvermehrung in der Wüste hat Christus dem Volke „Gerstenbrote" (Jo 6, 9), also Kriegsbrot von der mindesten Mehlsorte, gereicht, und als sie satt geworden waren, „sprach er zu seinen Jüngern: Sammelt die Brockenüberreste, damit sie nicht zugrunde gehen" (Jo 6, 12). Und sie hoben die Brotreste sorgsam auf „und die Überreste von den Fischen" (Jo 6, 13. Mk 6, 43).

Jeder einzelne soll dem Volksganzen zulieb seine persönliche Kostordnung einfacher gestalten, im Essen und Trinken allem überflüssigen Luxus

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

entsagen und so mit einem kleinen tagtäglichen Opfer dem Opferleben seines Volkes sich anschließen. Man hat dieses Fastengebot des Krieges eine Schule deutscher Einfachheit, heilsamer Abhärtung und gesunder Selbstbeherrschung genannt. Gerade jetzt in der Fastenzeit dürfen wir aber daran erinnern, daß das Fastengebot der Kirche, besonders der Verzicht auf Fleischgenuß an den Freitagen, eine gute Vorschule für das Fastengebot des Krieges war. Ihr habt im Frieden ohne wirtschaftliche Not die Tugend der Entsagung geübt und werdet jetzt leicht aus der Not eine Tugend machen.

Am kürzesten sind die neuen Brotgesetze des Krieges in der alten Vaterunserbitte niedergelegt: Unser tägliches Brot gib uns heute! Wir beten da um einfaches Brot, nicht um Kuchen aus Feinmehl, nicht um Leckerbissen der Gaumenlust. Wir beten um das tägliche Brot, nicht um Überfluß und Vorräte für Jahre und Jahrzehnte. Wir beten um unser tägliches Brot, weil wir alle das Brot miteinander teilen und namentlich für die vielen Waisenkinder Fürsorge tragen sollen, die den Vater im Krieg verloren haben; Kinder sind die besondern Schützlinge des Vaterunser. Wir

beten, daß Gott dieses Brot uns gebe, und lernen dadurch in der Schule der vierten Bitte das Brot als Gottesgabe wieder schätzen und selbst die Brosamen mit Ehrfurcht behandeln. Die neuen Vorschriften über das Kriegsbrot sind also nichts anderes als neue Ausführungsbestimmungen zur alten Vaterunserbitte: Unser tägliches Brot gib uns heute!

Und vergib uns unsere Schulden!

Die fünfte Bitte ist ein kleiner Bußpsalm im Gebet des Herrn, und da die Kriegszeit immer auch eine Bußzeit ist, müssen wir heute mit besonderer Andacht sprechen: Vergib uns unsere Schulden! In jenen Tagen, als das Vaterunser der Welt geoffenbart wurde, war ein Turm eingefallen und hatte 18 Menschen unter seinen Trümmern begraben. Der Heiland sprach damals die ernsten Worte, die uns heute noch wie Kanonenschläge in die Ohren gellen: „Wenn ihr nicht Buße tut, werdet ihr alle auf gleiche Weise zugrunde gehen" (Lk 13, 4f). Seitdem ruft es aus allen Trümmerfeldern der Geschichte, auch aus den Trümmern von Erdbeben und Krieg: Buße tun, Buße tun, um nicht zugrunde zu gehen! Wenn der Herr selber die Kelter des Zornweins tritt und die Hand

mit der Strafrute ausstreckt, um die Völker zu schlagen, können wir nichts Besseres tun, als den Bußpsalm des Vaterunser beten: Vergib uns unsere Schulden! Erst muß die Schuld vergeben sein, dann erst wird die Strafe zurückgenommen; erst müssen wir Buße tun, dann erst wird die Schuld vergeben.

Auch die fünfte Vaterunserbitte ist in ihrem Wortlaut ein Gemeindegebet. Der einzelne betet nicht allein für sich um Vergebung seiner Schuld, er betet zugleich für sein Volk: Vergib uns unsere Schulden! Die äußeren Lebenslose des einzelnen hängen mit dem Lose seines Volkes auf Glück und Unglück zusammen. Dieser Zusammenhang hat die böse Folge, daß die Schuld eines Volkes auch Unschuldige mit in die Strafe reißt; „die Väter haben saure Trauben gegessen, und den Söhnen sind die Zähne davon stumpf geworden" (Ez 18, 2). Der gleiche Zusammenhang hat aber auch die tröstliche Folge, daß die Buße der Unschuldigen einem Volke aus der Strafe heraushelfen kann. Jeder einzelne kann einer von den zehn Gerechten sein, um derentwillen ein Gemeinwesen vor dem Zusammenbruch bewahrt bleibt (Gn 18, 32). Vergib uns unsere Schulden! Kriegführende Völker haben die Neigung, die Schuld

ihrer Feinde auf einer strengeren Wage zu wiegen als die eigene Schuld und die Sündenregister ihrer Feinde gründlicher als die eigenen mit Laternen zu durchsuchen. Demgegenüber lehrt uns die fünfte Vaterunserbitte, auch das eigene, nicht immer nur das fremde Gewissen zu erforschen, vor dem Vater im Himmel auch die eigene Schuld zu bekennen, statt immer nur die Geschwister beim Vater zu verklagen.

Wie aber wird sich der Krieg und der Zusatz der fünften Bitte zusammenreimen: Wie auch wir vergeben unsern Schuldigern? Der Zusatz, der die Fluchpsalmen aus dem Gebetbuch des neuen Reiches tilgt, und der Krieg, der den Bannfluch auf ganze Völker legt? Der Zusatz, der mit dem Gebote der Feindesliebe glühende Kohlen auf dem Haupte des Feindes sammelt (Spr 25, 22), und der Krieg, der Bomben und Granaten auf seinem Haupte sammelt? Das Gebot der fünften Bitte, den Schuldigern zu vergeben, bleibt auch im Kriege göttliches Gebot. Die Krieger dürfen nicht aus persönlichem Hasse gegen die Feinde wüten, nicht aus persönlicher Rachsucht Verwundete und Gefangene mißhandeln, nicht auf eigene Faust unnötigerweise Privateigentum schädigen. Jene Kameraden haben das fünfte

Gebot des Vaterunser recht erfaßt, die mit den Kindern ihrer Feinde die Suppe teilen und auch an den Gräbern der Feinde den Helm abnehmen und sprechen: Vater unser, vergib uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern! Die fünfte Bitte fordert, den „Schuldigern" zu vergeben, die schuldigen Personen nicht zu hassen; sie verwehrt aber nicht, die Schuld zu hassen und für das Unrecht am eigenen Vaterlande Sühne zu fordern, selbst wenn dann von dem Strafgericht über eine Schuld unschuldige Personen mitgetroffen werden. Gott läßt seine Sonne aufgehen über Gute und Böse, aber nicht über die Bosheit, Gott läßt regnen über Gerechte und Ungerechte, aber nicht über das Unrecht (Mt 5,45). Vor dem Gebot der fünften Bitte, den Ausländern zu vergeben, steht das Gebot der Anrede im Vaterunser, das Vaterland und sein heiliges Recht nicht preiszugeben.

Und führe uns nicht in Versuchung!

Der Krieg war in seinem Anfang eine eigenartige sittliche Erhebung des Volkes, eine Feldschmiede sittlicher Erneuerung. Der Krieg hat aber auch seine eigenartigen Versuchungen. Darum darf in der Kriegsandacht auch das

sechste Schußgebet vom Vaterunser nicht fehlen: Führe uns nicht in Versuchung! Wo die Familienväter eingerückt sind und das Regiment im Hauswesen ganz in den Händen der Mutter liegt, kommt die heranwachsende Jugend leicht in Versuchung, durch trotzigen Ungehorsam der Mutter das Leben noch schwerer zu machen, statt in dieser Zeit für zwei zu arbeiten und so die Mutter zu unterstützen. Von der weiblichen Jugend hat sich ein großer Teil in selbstloser Weise an den Arbeiten der Krieger- und Kriegsfürsorge beteiligt, und ich danke den fleißigen Händen, die ihrem Bischof für die Soldaten im Felde so viele Wollsachen geschickt haben. Neben diesen klugen Jungfrauen hat allerdings gerade die weibliche Jugend zum großen Teil den Ernst der Zeit recht wenig auf ihre Lebensführung wirken lassen und mancherorts durch flatterhaftes Wesen sogar die Verwundeten in Versuchung geführt. Über die eheliche Treue hat im Felde die Strenge des Dienstes und die Nähe des Todes, in der Heimat die Sorge um das Leben des Gatten und die Fortführung des Hauswesens wie ein Schutzengel gewacht. In einzelnen Fällen können sich aber doch, in diesem Krieg mehr als früher, auf die Dauer in der heimatlichen Wohnung wie im Feldquartier

Lebensverhältnisse entwickeln, für die das Wort gilt: Herr, führe uns nicht in Versuchung und laß uns nicht über unsere Kraft versucht werden! Die am Altar beschworene Treue muß die prüfende Stunde ebenso siegreich bestehen, wie die auf dem Kasernenhof beschworene Fahnentreue die Feuerprobe bestand. Einen Angriff auf das Heiligtum der Familie abweisen, eine Versuchung mit der Gnade Gottes überwinden ist auch ein Sieg. Ja, ohne den Sieg über die unsichtbaren Feinde des Heils wäre aller Erfolg gegen die sichtbaren Feinde nur ein halber Sieg. „Leistet heldenhaften Widerstand im Glauben"! (1 Petr 5, 9). Der böse Feind hat überall seine Schleichpatrouillen. „Wachet und betet" (Mt 26, 41): Führe uns nicht in Versuchung! Nicht bloß am Anfang, auch am Ende soll der Krieg eine Feldschmiede sittlicher Erneuerung sein.

Erlöse uns von dem Übel!

Bei der letzten Vaterunserbitte kommen unsere Gedanken von selber auf den Krieg, auf das große Übel von heute mit seinem Heerhaufen von Bitterkeit und Schrecken, mit seinem Strom von Blut und Tränen. Der Herr der Heerscharen, der auch im Zürnen seiner Erbarmungen

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

gedenkt (Hab 3, 2) und auch im Totenreich Wege des Lebens kund tut (Ps 15, 10 f), hat durch den Krieg viel Gutes gewirkt und Gottes Namen majestätisch groß vor unserem Volke aufleuchten lassen. Trotz dieser guten Begleiterscheinungen bleibt der Völkerkrieg ein Massenquartier von Unheil und Übel und ein Notschrei: Erlöse uns von dem Übel! Die letzte Bitte im Kriegs-Vaterunser ist also ein Gebet um den Frieden. Wenn das Paternoster in der heiligen Messe zwischen Wandlung und Kommunion gebetet wird, schließt sich unmittelbar an die siebte Bitte ein Gebet um den Frieden: „Erlöse uns vom Übel! Ja, erlöse uns, wir bitten dich, o Herr, von allen vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Übeln und gib in deiner Gnade Frieden in unsern Tagen!" An den Herrn allein wendet sich der Notschrei der letzten Vaterunserbitte, weil er allein, „der Gott der Erbarmung und alles Trostes" (2 Kor 1, 3), die erlösende Stunde des Friedens bestimmen und die Wunden des Krieges heilen kann. „Der Herr erlöst die Gefangenen, der Herr erleuchtet die Blinden, der Herr richtet die Niedergebeugten empor, . . . nimmt sich des Waisenkindes und der Witwe an, . . . der Herr ist König in Ewigkeit" (Ps 145, 7—10).

Nach dem Wortlaut des Vaterunser ist es Gott, der uns das tägliche Brot gibt und die Schuld vergibt, uns vor Versuchung bewahrt und vom Übel erlöst. Damit ist aber die eigene Mitarbeit des Betenden nicht ausgespannt, sondern eingespannt. Gott gibt uns das tägliche Brot, aber nicht ohne Arbeit und wirtschaftlichen Fleiß von unserer Seite. Gott vergibt uns unsere Schuld, aber nicht ohne Bußwerke von unserer Seite. Gott bewahrt uns vor Versuchung, aber nicht ohne sittliches Kämpfen und Aufwärtsstreben von unserer Seite. Gott erlöst uns vom Übel des Krieges, aber nicht ohne Kriegsarbeit und Kriegsopfer von unserer Seite. Das Gebet des Herrn ist also zugleich ein Arbeitsgebot des Herrn: Bete und arbeite! Betet und arbeitet um das tägliche Brot der vierten Bitte, betet und arbeitet um das schuldbefreite Gewissen der fünften Bitte, um die sittliche Abklärung der sechsten und um den Frieden der siebten Bitte! Das Amen, das wir am Schlusse beifügen, ist ein treuherziges Gelöbnis: Ja, wir wollen das Vaterunser nicht bloß beten, wir wollen es auch in frohgemute Lebensarbeit umsetzen.

Mit jedem Vaterunser im Völkerkrieg ziehen wir auf den heiligen Berg, um dort mit Moses

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

für unser Volk betend die Hände zu heben, während unsere Brüder im Felde mit Josue kämpfen (Ex 17, 9—13). Die Kriegszeit hat uns über das alte ehrwürdige Gebet des Herrn mit seinen sieben Bitten eine neue Christenlehre gehalten. Mit sieben Posaunen wurden von Priestern des Alten Bundes die Mauern von Jericho zum Fallen gebracht (Jos 6), — die sieben Bitten unseres ewigen Hohenpriesters haben nicht weniger Siegeskraft im heutigen Völkerkrieg. Mit sieben Pyramiden wurde in den Makkabäerkämpfen ein Grabdenkmal errichtet (2 Makk 13, 28), — in den sieben Bitten des Vaterunser werden wir der gefallenen Brüder gedenken. Und wie der Psalmist siebenmal im Gewitter „die Stimme des Herrn" vernahm (Ps 28), so haben auch wir in den sieben Bitten die Stimme des Herrn aus den Donnern des Krieges gehört mit dem gleichen Schlußwort: „Der Herr verleiht Kraft seinem Volke, der Herr segnet sein Volk mit Frieden" (Ps 28, 11). „Gnade sei euch und Friede von Gott unserem Vater und dem Herrn Jesus Christus!" (Röm 1, 7).

4. Der Schildgesang des Keltertreters.

Im Buche Isaias (63, 1—6) ist uns ein bluttriefendes Kampflied aus vorchristlichen Zeiten aufbewahrt. Das stammt aus einer andern Welt und spricht eine andere Sprache als das Vaterunser des Evangeliums und ist doch wie dieses im Kerngedanken ein Gruß an den Weltmarschall. Ein gotterleuchteter Sänger von Sion sieht einen kraftvoll gereckten Heldenkönig aus der Richtung von Edom kommen, das Angesicht gegen Jerusalem gewendet. Er kommt „allein", ohne Heer und jede militärische Begleitung, er kommt ohne Waffe und jede kriegerische Rüstung, und kommt doch als Sieger. Seine Kleider sind über und über mit Blut besprengt, rotfleckig, wie wenn er, nach der Sitte der Zeit mit den Füßen, in der Kelterkufe Rotweintrauben eingetreten hätte. Der Seher von Sion hält ihn am Tore von Jerusalem an, in der Rolle eines Torwächters mit dem hastigen Anruf „Wer da", fragt ihn nach der Losung und seinem Namen, und erfährt in dramatisch lebhafter Zwiesprach, in zweimaligem Wechsel von Frage und Antwort: Der Herr der Heerscharen ist es. Er kommt von einem blutigen Strafgericht über das

Edomitervolk, den alten Erbfeind der Offenbarung, zurück. Seine Losung ist „Gerechtigkeit", das Schibboleth der Offenbarungsreligion. Sein Name ist „Vorkämpfer des Heils". Das Blut an seiner Uniform ist nicht Traubenblut, auch nicht allein Edomiterblut, es ist Völkerblut. Das Strafgericht über das eine Volk der Edomiter war nur das Vorspiel zu einem andern blutigen Völkerdrama auf der Bühne der Weltgeschichte, ähnlich wie auch im Evangelium das Strafgericht über Jerusalem als Kleinbild des Weltgerichtes erscheint. So erweitert sich das Lied vom Keltertreter in apokalyptischer Fernsicht zu einem weltgeschichtlichen Schildgesang. Die Weltgeschichte wird zum Weltgericht, das Weltgericht zu einer Erscheinung göttlicher Kraft. Die christliche Kunst hat den Vorkämpfer des Heils die Rolle des aktiven Keltertreters mit der Rolle der passiv gekelterten Traube vertauschen lassen. Nach dem alttestamentlichen Gedicht aber ist es der Herr der Heerscharen, der als Weltmarschall „allein", in souveräner Kraft, in blutigen Tagen an der Zukunft baut und „den Tag der Rache zu einem Jahr der Erlösung" gestaltet. Die Sprache des Gedichtes ist lebhaft, wie das „Wer da" einer Torwache, die einzelnen Verse

klatschen wie der Hufschlag eines apokalyptischen Reiters:

1 „Wer da, wer kommt dort von Edom?
In rotfarbigen Kleidern von Bosra?
Majestätisch in seiner Gewandung,
einherschreitend in der Fülle seiner Kraft?"

„Ich bin's, ich habe die Losung ‚Gerechtigkeit'
und bin ein Vorkämpfer des Heils."

2 „Woher denn das Rot an deinem Gewande
und deine Kleider wie die eines Keltertreters?"

3 „Ja, die Kelter trat ich, — allein
und von den Völkern war niemand bei mir.
Ich kelterte sie in meinem Zorne
und zerstampfte sie in meinem Ingrimm,
und ihr Blut spritzte meine Kleider empor
und mein ganzes Gewand hab' ich rotgefleckt.
4 Denn der Tag der Rache ist mir im Sinn
und das Jahr meiner Erlösung ist gekommen.
5 Ich schaute umher, da war kein Helfer,
ich suchte umher, da war kein Beistand.
Da hat mir meine Faust geholfen,
und mein Ingrimm wurde mein Beistand.
6 Und ich zertrat die Völker in meinem Zorne
und überströmte sie (mit Blut) in meinem Ingrimm
und ließ zu Boden sinken ihre Kraft."

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

5. Weltkrieg und Weltfriede.

Eine Weihnachtsbetrachtung.

In allen Noten wird Weihnachten als Hochfest des Friedens gefeiert. Das Wunderkind, um dessen Wiege die christliche Welt an diesem Tage sich sammelt, war von Herolden im Prophetenmantel als „Fürst des Friedens" angemeldet. Schon in seiner äußeren Erscheinungsform, in Kindesgestalt, wie jedes Kind ein lebendes Bild harmlosen Friedens, war es mehr noch in seinem inneren Wesen, als Gottmituns, die leibhaftige Friedensurkunde zwischen Himmel und Erde. An seinem Geburtstag war der Janustempel am Fuße des Kapitols geschlossen, zum äußeren Zeichen, daß endlich einmal Waffenstillstand im römischen Reich eingetreten war. Und seitdem stimmen die Engel, so oft dieser Geburtstag sich jährt, immer wieder ihre Harfen und immer wieder singen sie da capo durch die Welt: Friede den Menschen auf Erden!

Ende August 1914, als der feindliche Aufmarsch gegen die Vogesen vor der Wehrmacht des bayrischen Kronprinzen zusammenbrach wie ein Koloß auf tönernen Füßen, dachte manch einer laut oder leise: Bis heuer die Weihnachtsengel ihr Gloria singen, singen die Deutschen ihr Vik-

toria. Die Besonnenen freilich wußten, daß der Anfang noch nicht das Ende war, und der Gang der Ereignisse hat das weiterblickende Königswort vom 21. August bestätigt: „Wir haben noch große Kämpfe vor uns." Ein Weltkrieg in dieser Frontlinie wird nicht von kurzer Hand mit einem cäsarischen veni vidi vici (ich kam, sah, siegte) erledigt. Ein Sieg, der leichten Kaufes einem Volke zufiele, würde nicht hoch genug gewertet und nicht ernst genug ertragen. Erst an den Schrecken und Wunden des Krieges erwacht das volle Bewußtsein vom Glück des Friedens und die Bürgschaft, daß sein Zukunftswechsel nicht so bald wieder verfalle.

So kommt Weihnachten und immer noch steht die Welt im Zeichen von Blut und Eisen. Und immer noch ist die Hand des Herrn über die Völker ausgestreckt. Hier das Friedenslied der Engel, dort der Kriegsschrei der Engländer. Hier die Wiege von Bethlehem mit ihrem zarten und freudenreichen Geheimnis, dort das Massengrab des Krieges mit seinem rauhen und tränenreichen Hintergrund! Hier das Jubellied der Kinder „Stille Nacht, heilige Nacht", dort aus Männerkehlen „Die Wacht am Rhein" als täglicher Fahnenschwur! Hier der Gruß an das Leben, dort der Gruß an den Tod, und

am Ende wird gar, wie im letzten Burenkrieg, die Stille des heiligen Abends von einem nächtlichen Überfall unterbrochen.

Weihnachten wird in weiten und gerade in den nachdenkenden Volkskreisen die alte qualvolle Rätselfrage von neuem aufrollen: Wie ist es überhaupt möglich, daß 1900 Jahre nach Christi Geburt, nach einer 1900jährigen Friedensarbeit der christlichen Religion, christliche Völker mit solchem Kriegszorn gegeneinander zu Felde ziehen? Die Geburtsstunde des Friedensfürsten, der im gleichen Atemzug „Gottheld" und „Vater der Zukunft" betitelt wurde, war doch zugleich die Geburtsstunde eines Friedensreiches, in dem die Sonne nicht mehr untergehen sollte (Is 9, 6). Ist also ein Feldzug und gar ein Weltkrieg nicht eine Fehlentwicklung der christlichen Kultur, nicht eine Heidenlast im Christentum? Die Nacht von Bethlehem und die Wacht am Rhein, wie reimt sich das zusammen?

Es ist wahr, im Buche der Bücher wird der Weltfriede als Weltlage nach dem Herzen Gottes und die allgemeine Waffenruhe als Mitgift des neuen Gottesreiches in Aussicht gestellt. In Aussicht gestellt! Also Erbteil der Zukunft, Friede von morgen, nicht Alltagsfriede von heute. In Tagen schwerer Kriegsnot

flüchteten sich die Männer geöffneten Auges in die goldene Zukunft: Dann wird Jahwe Sebaoth selber die internationalen Streitfälle als Schiedsrichter friedlich ausgleichen, dann werden die Völker „ihre Schwerter in Pflugscharen umschmieden und ihre Lanzen in Sicheln, dann wird nicht mehr Volk wider Volk das Schwert ziehen, und nicht mehr wird man sich einüben zum Kampfe" (Is 2, 4). An den Segnungen dieses Völkerfriedens wird die gesamte Naturwelt teilhaben, sogar das Tierreich, wo der Kampf ums Dasein am wildesten tobt und das Zahn- und Klauenrecht des Stärkeren am schroffsten vertreten wird. Dann werden die früheren Todfeinde, Wolf und Lamm, die wilden Tiere der Steppe und die zahmen der Hürde, in paradiesischem Frieden beieinander rasten und weiden (Is 11, 6—8). Auch auf einem babylonischen Steinbild haben Löwe und Antilope Frieden und Freundschaft geschlossen, ein Beweis, daß der Traum vom Weltfrieden geistiges Gemeingut der vorderasiatischen Völker auch außerhalb der Bibel war. Ein Psalmensänger läßt den Herrn der Heerscharen mit höchsteigenen Händen die Bogen und andern Kriegswaffen zerbrechen und ins Feuer werfen und in majestätisch feierlicher Form den Völkern

die Treuga Dei, den Gottesfrieden, verkünden (Ps 45, 10—11).

Die Sprache und noch mehr der Zusammenhang lassen keinen Zweifel darüber, daß diese biblischen Gedichte vom Allerweltsfrieden sogenannte Apokalypsen sind, das heißt prophetische Scheinwerfer in die Zukunft des Gottesreiches bis hinab in dessen Feierabend. Auch nach der gesegneten Stunde von Bethlehem ist der ewige Völkerfriede noch nicht sofort Gegenwartsgut. Nicht eine Gabe, die der christlichen Welt fix und fertig beschert wird; vielmehr eine Aufgabe, an deren Lösung die Jahrhunderte in beharrlicher Friedensarbeit, im Notfall auch mit dem harten Werkzeug des Krieges, schanzen müssen. Eine Fehlentwicklung der christlichen Kultur wäre der Krieg, wenn er militaristisch und martialisch als Normalzustand und als Endziel der Weltgeschichte, nicht mehr militärisch und biblisch als Durchgangszustand und als Mittel zum Frieden aufgefaßt würde. Nietzsches Jünger beten es tatsächlich vereinzelt dem Meister nach: Die Weihnachtsbotschaft „Frieden den Menschen auf Erden" müsse umgelautet werden in „Krieg auf Erden". Wir wissen, daß die stufenmäßige Entwicklung, nach der Senfbaumparabel auch ein Gesetz der christ-

lichen Weltgeschichte, auf den Frieden hinauszielt. Dieses Gesetz geht seinen ehernen Jahrhundertschritt, schenkt aber nicht in der neunten Stunde, was erst die Christgabe der elften Stunde sein soll. Kriege werden also sein, solange Disteln und Dornen auf Erden wachsen und Schlangen im Staube kriechen. Solange Wolf und Lamm nicht Frieden schließen, werden auch von Zeit zu Zeit immer wieder Völker wie Kampfhähne einander gegenüberstehen, ohne das Bibelwort vom Völkerfrieden Lüge zu strafen. Die Stunde ist noch nicht gekommen, in der die Völker ihre Schwerter in Pflugscharen und ihre Lanzen in Sicheln umschmieden; vorerst singen sie noch mit dem Münchener Dichter Lingg: „Wir gehen nicht hinter dem Pflug einher, wir pflügen die Länder mit unserem Speer." Andere Ideale des Evangeliums gewinnen auch nur schrittweise Boden. Der häusliche Friede, der Burgfriede in den Gemeinden sind von viel weniger Köpfen abhängig als der Weltfriede und als Dauerbesitz auch noch nicht überall zu Hause. Der religiöse Friede im Volksleben ist noch mehr im Geiste des Evangeliums als der politische Friede im Völkerleben, und doch sind auch hier noch nicht alle Waffen ins Feuer geworfen, noch nicht alle Janustempel geschlossen.

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Klagen wir also nicht zu laut, wenn der politische Weltfriede noch nicht weihnachtet.

Weltfriede wäre die Weltlage nach dem Herzen des Christentums, aber nicht als Friedhofsfriede um jeden Preis. Unter den Wertgütern des Völkerlebens gibt es Grundwerte, die ein Volk nicht preisgeben kann, ohne sich selber preiszugeben: die Wahrheit oder wenigstens den Willen zur Wahrheit, das Recht oder wenigstens den Willen zum Recht, Ehre und Freiheit oder wenigstens den Willen zur Ehre und Freiheit. Das sind absolute Werte, ohne die ein Kulturvolk nicht leben kann, — Werte, „die uns kein Teufel raubt und kein Tyrannentrug uns kürzet". Zur Wahrung dieser Wertgüter müssen gegebenenfalls andere Nationalgüter, die an sich auch als Dauerbesitz wertvoll sind, geopfert werden: Gold und Eisen und andere Umsatzware, Leben und Eigentum der Bürger, die Werke der Technik, im äußersten Notfall sogar der nationale Friede. Die Völker können ohne ewigen Frieden, nicht aber ohne Treu' und Glauben, ohne Recht und Freiheit leben. Es ist ein herrliches Psalmwort (84, 11): Gerechtigkeit und Friede umarmen sich. Der Friede kann nur die Gerechtigkeit, nicht das Unrecht um-

armen. Ein Friede, der durch Umarmung des Unrechts gerettet würde, wäre schlimmer als der Krieg, wäre ein Friedhofsfriede an den Gräbern höherer Güter, ein moralisches Harikiri des nationalen Lebens.

In meinen Augen ist die Frage „Warum die Welt bis heute noch kein Paradies des Friedens" das kleinere Rätsel des Krieges. Das größere Rätsel ist mir die andere Frage: Warum ist die Welt 1900 Jahre nach der ersten Weihenacht noch kein Paradies der Wahrheit? Mit der Wahrheit wird in diesem Krieg ein frevelhaftes Spiel getrieben. Diese jetzt aktenmäßig bewiesene Unterseepolitik geheimer Kriegsverträge, diese doppelzüngige Russenart in widerlicher Vermengung mit dem heiligen Gottesnamen, diese planmäßige Irreführung des neutralen Auslands durch eine gewissenlose Weltkorrespondenz, diese bewußte Geschichtsfälschung und Entstellung oder Verschleierung deutscher Erfolge, dieses Unterschlagen von Depeschen und Mißbrauchen der Genfer Flagge, diese Frevel an der Wahrheit sind die wehereichsten Wunden und längsten Verlustlisten, sind der eigentliche Leichengeruch und Friedhof des Krieges. Die Lügen des Krieges schreien lauter zum Himmel als sein Wundenblut.

Weltfriede ist die Weltlage nach dem Herzen des Christentums, aber nicht als Scheinfriede. Ein Zustand, der den Namen hat, er sei Friede, in Wirklichkeit aber ein maskierter Krieg ist, zerreibt auf die Dauer die Völker mehr als ein ehrlicher Krieg. Der Scheinfriede ist kein Friede, so wenig der Scheinheilige ein Heiliger ist. Falsche Propheten reden dem Volke von Frieden vor, und es ist kein Friede (Ez 13, 10). Weihnachten wird ungestüme Sehnsucht nach dem Frieden wecken, hoffentlich aber nicht nach einem Frieden, der mühsam auf Krücken geht, auf halbjährige Kündigung geschlossen wird und gerade so lange dauert, bis die andern auch „Zweiundvierziger" gewalzt und gegossen haben. Wenn dieser Krieg mit einem ehrlichen und dauerhaften Frieden abschließt, hat er trotz seiner furchtbaren Opfer an Blut und Gut ein Weihnachtswerk geschaffen.

Das tiefere Erfassen des Friedens ist nicht die einzige Kriegsgabe auf der Linie des Weihnachtsgedankens. Abgesehen davon, daß der Friedenshymnus der heiligen Nacht durch den herodianischen Kindermord eine stark betonte Kriegsnote und ein kriegerisches Nachspiel erhält, zeigt das Bild vom Tage selber eine ganz feldmäßige Umrahmung: Ausmarsch aus der Hei-

mat auf Befehl des römischen Kaisers, Notstandquartier auf fremder Scholle in einem Karawanenhof bei der harten Futterkrippe, kalte Erdwand ohne Tisch und Stuhl, ohne Bett und Kamin, — just wie bei unsern Feldgrauen im Schützengraben. Damit wird das Heldentum des Opfergeistes, „die heldenmäßige Form des Daseins" als Wiegengebot der neuen Religion verkündet. Starke Völker werden nur unter starken Opfern großgezogen, und die größten Helden wurzeln im harten Boden der Abhärtung. Der Krieg hat unser Volk aus dem warmen Nest weichlicher Opferscheu aufgerüttelt und besonders die junge Garde, die den Kriegssegen in die Zukunft tragen soll, vor die rechte Schmiede feuerfester Heldenart geführt. Dem Bequemen entsagen, das Unbequeme ertragen, das ist Geist vom Geiste von Bethlehem.

Der Krieg hat das Fastengebot erlassen, haushälterisch mit dem Brotkorn umzugehen. Nicht als ob das Hungergespenst bereits an den Grenzen stünde! Die Daheimgebliebenen sollen aber an dem kleinen Fastenopfer wenigstens in Bezug auf die Qualität einen täglichen Denkzettel haben für ihre Pflichten gegenüber dem Volksganzen. Damit kommt auch das Schwarz-

brot gegenüber dem Kuchen wie auch das Wasser gegenüber dem Alkohol wieder zu Ehren. Wir lernen die Gabe Gottes wieder schätzen und die vierte Bitte tiefer bedenken. Auch das ist Geist vom Geiste von Bethlehem, dessen Name „Brothaus" bedeutet.

Der Krieg wird ungezählte Kinder zu Waisen machen und die Waisenpflege vor neue Aufgaben stellen. Die religiös gestimmte Waisenkinderpflege aber hält die Augen auf das Weihnachtskind gerichtet und fühlt sich um jenes Kindes willen den Kindern verbunden. Sich entselbsten im Dienste der verwaisten Kinder, — wieder Geist vom Geiste von Bethlehem.

Der Krieg hat die Familien von ihren Söhnen und Vätern und Brüdern getrennt und doch wieder seelisch genähert. Auch solche, die in Zeiten räumlichen Zusammenseins einander innerlich entfremdet waren, haben sich als Blut vom gleichen Blut und als Geist vom gleichen Geist wieder erkannt. Die meisten Menschen wissen eben einen Besitz erst beim Verlust, die Heimat erst in der Fremde, die Wohltat des Familienlebens erst beim Abschied zu schätzen. Am Weihnachtstag vollends, dem höchsten Feiertag des christlichen Familienlebens, wird das Heimdenken der im Felde Stehenden und das

Hinausdenken der Daheimgebliebenen tiefer als jemals in die Seele schneiden. Gerade dadurch wird der Krieg dem Familienleben außer den schweren Wunden, die er ihm schlägt, auch ein heilsames Gesunden bringen. Das fünfjährige Kind des Wehrmanns, das in seinen Brief ans Christkind schreiben läßt: „Bring mir nichts als meinen Papa", war nie mehr das Kind seines Vaters als in diesem Augenblick. Der Tunichtgut, der die Eltern brieflich aus dem Felde um Verzeihung bittet, bevor er mit den todgeweihten Drahtscherern vorgeht, meldet die geistige Heimkehr eines im Frieden verlorenen Sohnes heim. Der Schwerverwundete im Lazarett, der beim schmerzlichen Verbandwechsel nicht mit der Wimper zuckt, dagegen nur mit tiefer Ergriffenheit dem einsamen heiligen Abend entgegensieht, war seiner Familie nie näher gestanden als jetzt in der Trennung. So werden viele durch den Krieg die Liebe zu Heimat und Herd neu erobern, die tieferliegenden Quellen der seelischen Weihe des Familienlebens neu entdecken. Darin liegt ein Weihnachtssegen des Krieges, eine Bethlehemgnade.

Wir haben dem Ernste der Stunde Rechnung getragen und an den sonst üblichen Christgeschenken gespart, um den Brüdern im Felde,

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

in der Marine, in den Lazaretten wenigstens zu einem feldmäßigen Christabend zu verhelfen. Die meisten Vereine haben zugunsten der Kriegerfürsorge und Kriegerfamilienfürsorge das Vereinsfest unter dem Christbaum heuer abgesagt. Auch in den Familien wird die Freude des heiligen Abends abgetönt, mancherorts aus Trauer oder Sorge ganz totgeschwiegen werden. Und doch darf der 25. Dezember als religiöser Feiertag nicht ohne Sang und Klang vorüberschleichen. Weihnachten ist gerade im Kriegsjahr ein Bote des Herrn und hält für die Welt in Waffen eine besondere Christbescherung an Licht und Kraft und Trost bereit. Die Sterne der Weihnacht strahlen neues Licht über die Rätsel des Krieges und neue Kraft zum Tragen seiner Lasten. Große Feste haben große Gnaden, und große Gnaden schaffen zusammen mit dem guten Willen große Helden.

6. Heldenart nach dem Herzen der Bibel.

Abdruck aus „Leuchtturm für Studierende" 1. August und 15. September 1914.

Im Anfang des 11. Jahrhunderts vor Christi Geburt — Rom war noch nicht erbaut, die Staaten Griechenlands waren noch nicht gegründet — vollzog sich auf der Bühne der biblischen Geschichte ein bedeutsamer Szenenwechsel. König Saul, der erste Monarch in Israel nach der Richterzeit, von Anfang an mehr ein König von Volkes Willen als von Gottes Gnaden, hatte durch sein leidenschaftliches, eigenmächtiges Auftreten, durch seinen in lauter Wenn und Aber verdorrten Kleinglauben die Krone entweiht und damit verwirkt. Die Lebensgeschichte dieses ersten Königs, im ersten Königsbuch der Heiligen Schrift erzählt (1 Kg 8—12; 13—15), ist die erschütterndste Tragödie der Weltliteratur. Erst ein Aufstieg von Höhe zu Höhe und dann ein Absturz von Tiefe zu Tiefe. Erst ein bahnsicherer Gehorsam im Dienste des Herrn der Heerscharen, als dessen Lehen er die Krone trug, und dann ein unsicheres Hin- und Hertasten auf den Irrwegen der Willkür. Erst ein moralisches Wachsen in der Kraft des gött-

lichen Geistes und dann ein moralisches Welken in der Schwäche des menschlichen Fleisches. Wie mußten dem entgleisten König die Ohren gellen, als Samuel, der Mann Gottes im Prophetenmantel, ihm die Verwerfungsurkunde zustellte: „Du hast töricht gehandelt und die Gebote des Herrn deines Gottes nicht gehalten, die er dir vorgelegt hat. Hättest du das nicht getan, so hätte der Herr jetzt dein Königtum über Israel auf ewig festgegründet. So aber soll deine Dynastie nicht weiter bestehen. Der Herr hat sich einen Mann nach seinem Herzen ausgesucht" (13, 13 f). Dieses bessere Gegenstück von Saul, der künftige König nach dem Herzen Gottes, war David, der Hirtenknabe von Bethlehem, das eigentliche Thema der biblischen Königsannalen. Auch Davids Lebensbild ist ein Meisterwerk literarischer Darstellungskunst, das den Kunstwerken des klassischen Stils die Wage hält.

Zwischen diesen beiden Königen, zwischen Saul dem Verworfenen und David dem Erwählten, bewegt sich als Nebenfigur Jonathan, der Sohn des verworfenen, der Freund des erwählten Königs. Der Thronwechsel war zu seinen Lebzeiten schon als Beschluß in den Akten der göttlichen Weltregierung ausgefertigt,

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

aber noch nicht als geschichtliche Tatsache vollzogen. In langsamen Übergängen seelischer Entwicklung sollten sich die beiden Könige, der von heute und der von morgen, ausreifen, der eine von der Höhe des Lebens zum Tode, der andere vom Rande des Todes zum Leben. Unter diesen tragischen Verhältnissen mußte sich das Leben und Streben Jonathans, der Zwischenfigur zwischen dem entthronten Vater und dem thronberechtigten Freund, von selber zu einem ergreifenden Trauerspiel voll seelischer Kämpfe und dramatischer Spannungen gestalten. Mehr noch als die Tragik der äußeren Lebensverhältnisse erweckt die seelische Heldengröße des edlen Jünglings unsere herzliche Teilnahme. Über den meisten Charakterbildern der biblischen Geschichte liegen mehr oder weniger dunkle Schatten sittlicher Schwäche. Jonathans Charakterbild strahlt in den wenigen Szenen, die uns das Buch der Bücher von ihm aufbewahrt hat, im ungetrübten Lichte sittlicher Größe. Ein Edelmann noch mehr von Charakter als von Geburt, ein Heros des Glaubens ohne Furcht und Tadel, eine Nathanaelseele in goldechter Freundestreue, ein Märtyrer der Pietät, ein Lichtbild der Charakterstärke für unsere junge Männerwelt. Die beiden Grundzüge seines Charakter-

bildes lassen sich in zwei Worte fassen: Tapfer und treu!

Jonathan der Tapfere.

Dreimal zeigt uns die biblische Geschichte Jonathan als tapferen Helden auf dem Schlachtfeld, mit den Palmen militärischer Erfolge geschmückt: vor der Burg bei Gibea (1 Kg 13, 2—4), auf dem Berge bei Michmas (13, 5—7; 15—23; 14, 1—15), auf der Verfolgung im Honigtale (14, 16—45). Alle drei Male hat der Heldenjüngling seine militärischen Siege durch eine Tat moralischer Heldengröße gekrönt, das erstemal durch heldenhafte Demut, das zweitemal durch heldenhaften Gottesglauben, das drittemal durch heldenhafte Pietät.

Bis zum 11. Jahrhundert gab es im auserwählten Volk keine stehenden Heere. Der Herr der Heerscharen, Jahwe Sebaoth, erweckte von Fall zu Fall die Führer und gürtete sie mit seiner Kraft, um mit auserlesener Mannschaft ein fremdes Joch abzuschütteln oder die Landesgrenzen zu schützen. Erst König Saul brach mit dieser Politik des Gottesglaubens und spielte die menschliche Vorsehung durch Einrichtung eines stehenden Heeres. Dreitausend Mann,

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

auf drei Garnisonen verteilt, sollten als Garde unter Waffen bleiben, zweitausend in Michmas und Bethel unter dem Oberbefehl des Königs, eintausend in Gibea unter dem Kommando des Kronprinzen. Jonathan hatte mit der kleineren Truppe einen schwereren Standort, weil sich in Gibea, also mitten im Heiligen Lande, wie ein Dorn im Fleische, eine Trutzfeste der Philister, des alten Erbfeindes, erhalten hatte. „Und Jonathan schlug die Zwingburg der Philister, die in Gibea war" (13, 3). Der Vater aber entreißt ihm in engherziger Selbstverherrlichung den Lorbeer dieser Waffentat und läßt im Lande ausposaunen: „Saul schlug die Zwingburg der Philister" (13, 3—4). Im Dienste seines Königs und seines Volkes verzichtete Jonathan großherzig für seine Person auf den Siegeslorbeer seiner ersten Heldentat und feierte damit einen zweiten, größeren Triumph, den moralischen Triumph großmütiger Entselbstung im Dienste des Ganzen, den Triumph heldenhafter Demut und militärischen Gehorsams gegen seinen königlichen Kriegsherrn.

Die Kunde von dem Fall der Gibeaburg wurde von den Philistern mit einer Mobilmachung der gesamten Streitkräfte beantwortet. Bei diesem neuen Feldzug ergab sich für Jonathan

Gelegenheit zu einer zweiten Heldenprobe der Tapferkeit, und zwar rein persönlicher Tapferkeit, da er dieses zweite Mal nicht tausend Mann, sondern einen einzigen Mann hinter sich hatte. Auch diesmal schloß die militärische Tapferkeit mit der moralischen einen schönen Bund.

Um den geographischen und historischen Rahmen der neuen Heldentat zu bekommen, müssen wir uns zunächst zehn Stunden nördlich von Jerusalem den Engpaß zwischen den beiden hochgelegenen Ortschaften Michmas und Gibea vorstellen. „Auf beiden Seiten waren Felsenvorsprünge, und wie Zähne ragten drüben und herüben Bergzacken auf. Boses hieß der eine und Sene der andere. Die eine Bergzacke streckte sich nach Norden, Michmas gegenüber, und die andere nach Süden, Gibea gegenüber" (14, 4—5). Auf der Höhe von Michmas hatten die Philister mit einer nach menschlicher Berechnung unüberwindlichen Armada von Kriegswagen, Kavallerie und Fußvolk, „zahlreich wie der Sand am Ufer des Meeres" (13, 5), Standquartier bezogen. Auf die vorderste Kante des Berges war aus dem Hauptlager als Beobachtungsposten eine Feldwache von 20 Mann vorgeschoben. Auf der gegenüberliegenden Anhöhe von Gibea, auf der Südkante des Engpasses, stand

die vereinigte Armee der Israeliten (13, 16). In drei Kohorten durchstreiften philistäische Freibeuter brandschatzend das Heilige Land (13, 17 bis 18). Die Söhne Israels „verkrochen sich in Höhlen und Verstecke, in Felsengrotten und Zisternen" oder flüchteten über den Jordan (13, 6 bis 7). Die Lage war überaus kritisch, weil die Philister nach einer auch sonst im Altertum geübten Taktik vor Beginn des Krieges die Waffenschmiede aus dem Lande geschleppt und die gesamte Eisenmanufaktur lahm gelegt hatten. Die israelitische Armee, ein Häuflein von nur 600 Mann (14, 2), war also nicht nur an Zahl im Hintertreffen, sie war auch nicht genügend ausgerüstet. Es fehlte an Schwertern und Lanzen, und selbst die Notwaffen eines Bauernkrieges, Sicheln und Gabeln „bis zum Ochsenstachel", waren nicht ausreichend vorhanden (13, 19—22). Das Schlimmste aber war, daß König und Volk die beste Waffe und Wehrkraft, womit die Väter die Schlachten des Herrn geschlagen, die Waffe des Gottvertrauens, aus der Hand gelegt hatten.

Der einzige, der in der allgemeinen Kopflosigkeit aufrecht stand und als Held des Glaubens keine Übermacht fürchtete, war Jonathan, der Königssohn. Er sollte seinem Vater und Volk an einem lebendigen Bilde zeigen,

daß das felsenfeste Gottvertrauen die Legionen des Himmels zu Hilfe ruft und die Einser gegen Tausende mit Kraft umgürtet. „Eines Tages sprach Jonathan, der Sohn des Saul, zu seinem jugendlichen Waffenträger: Komm, wir wollen ausziehen gegen die Feldwache der Philister, die da drüben steht. Seinem Vater aber sagte er nichts davon" (14, 1). Dem Vater fehlte der Glaube, welcher Berge versetzen und Sterne vom Himmel reißen kann. Statt den eigenen Unglauben am Glauben seines Sohnes aufzurichten, hätte er ihm den Heldengang verboten. Denn er hatte nicht einmal so viel Glauben, um an den Glaubensmut seines Sohnes zu glauben. Der Vater hatte mutlos und übertrieben vorsichtig sein Zelt „am äußersten Ende von Gibea" errichtet (14, 2), also möglichst weit vom Feinde, mehr für den Rückzug als für den Vormarsch berechnet. In Jonathans Augen war der Kampf der Philister gegen das Volk der Offenbarung eine Kampfansage gegen Gott selber. Darum fühlte er sich als Schwert in der Hand Gottes, als Wachtposten des göttlichen Namens. Was ihn trieb, war nicht die Lust am Abenteuer, nicht der Ehrgeiz nach Kriegslorbeer. Sein heroischer Gottesglaube sagte ihm: Der Arm des Allmächtigen wird mit den Kriegsmächten

der Erde spielend fertig. Wie vor dem Ewigen tausend Jahre wie ein Jahr, so sind vor dem Allmächtigen tausend Mann wie ein Mann. „Vielleicht, daß der Herr für uns eingreift; denn dem Herrn fällt es nicht schwer, Heil zu bringen, sei es mit vielen Männern, sei es mit wenigen" (14, 6). Das war ein Wort felsenfesten Glaubens.

Jonathans Knappe hatte mehr Glaubensmut als Jonathans Vater. Mit einem heiligen Fahneneid schließt er sich dem Glauben seines ritterlichen Herrn an zu treuer Gefolgschaft auf Leben und Tod. „Und sein Waffenträger sprach zu ihm: Tu alles, was dir gut dünkt. Zieh, wohin du willst, ich werde bei dir sein, wo immer du willst" (14, 7; vgl. 14, 13). Wir sehen, was für eine Zugkraft unter Kameraden das entschiedene Auftreten eines einzelnen besitzen kann. Des Knappen Mut und Glaube ist an dem Mut und Glauben Jonathans ins Unendliche gewachsen. Nicht bloß die Feigheit, auch die Tapferkeit steckt an. Entschlossene Vormänner und Fahnenträger wirken wie Magneten.

Jonathan ist sich seiner höheren Mission und der Nähe seines Gottes so sicher, daß er unterwegs den Willen Gottes durch ein Zeichen erfragen will, um so gewissermaßen unter dem unmittelbaren Kommando Gottes zu stehen.

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Während sie den steilen Abhang des Bosesfelsen zu Tal klettern, um drüben „auf Händen und Füßen" (14, 13) an den ebenso steilen Felswänden des Sene sich wieder hinaufzuarbeiten, spricht Jonathan zu seinem Knappen: Horch auf! Wenn die Feldwache da droben uns sichtet und uns entgegenrückt, wollen wir darin den Willen Gottes erblicken, Kehrt zu machen; „wenn sie aber rufen: Kommt nur herauf zu uns! — so werden wir ansteigen" (14, 8—10). So kam es. An den kahlen Felswänden konnten sie der Philisterwache nicht lange unbemerkt bleiben. „Als nun die beiden von den Vorposten der Philister gesichtet wurden, sprachen die Philister: Schau, die Hebräer kommen aus den Höhlen heraus, wo sie sich verkrochen haben. Und einige von den Vorposten riefen Jonathan und seinem Knappen zu: Kommt nur herauf; wir wollen es euch schon zeigen" (14, 11—12). Nun war es für Jonathan klar: Gott will es. „Acharai, mir nach", ruft er seinem Getreuen zu, „der Herr hat sie in die Hände Israels überliefert" (14, 12). In seinem Heldenglauben ist er seiner Sache so sicher, daß er mit der Perfektform „Der Herr hat überliefert" schon vor der Schlacht Viktoria ruft. Wie zwei Löwen stürzen sich die beiden Jünglinge auf die Feld-

wache. Ein Schrecken kommt über die Philister. Die Schwerter rasen gegen die eigenen Reihen (14, 13—20). Der ganze Heereskoloß rüstet zum Abzug. Jonathan und sein Knappe stehen als Sieger auf der Wahlstatt.

Der biblische Bericht schließt mit der zweimaligen Betonung: Factum est miraculum — Ein Wunder ist geschehen (14, 15). Man soll nicht übereilig „Wunder!" rufen; es ist aber ebenso unvernünftig, einen offensichtlich übernatürlichen Vorgang natürlich erklären zu wollen. Jonathan hatte nicht bei Nacht und Nebel die Feldwache überrumpelt, er war schon beim Anstieg von der Wache gesichtet und erwartet worden. Wo die Zahl der Angreifenden und Angegriffenen in einem so schreienden Mißverhältnis steht, da ist der Finger Gottes mit im Spiele. Jonathan begeht keinen Raub an Gottes Ehre; in seinen Augen ist der Herr der Held der Handlung. Wiederholt bekennt er: „Der Herr hat sie in unsere Hand gegeben" (14, 10. 12). Diese tiefmoralische Auffassung des Vorgangs ist ein zweiter, seelischer Triumph, ein zweiter geistiger Aufstieg zu den Höhen der Gottesanbetung. Damit wird die Gebirgspartie zur Glaubenspartie. Nun verstehen wir auch, warum die biblische Literatur keine epischen Ge-

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

sänge enthält wie die klassische Literatur. An sich kennt die biblische Geschichte Helden genug, deren Taten und Leiden einem Sänger die Harfe zu einem Heldenepos stimmen könnten. Diese Helden wären aber nicht mehr Helden nach dem Herzen der Offenbarung, wenn ihre Heldentaten als Menschenwerk statt als Gottestaten besungen würden. Sobald aber Gottes Taten von der Harfe verherrlicht werden, wird das Epos von selber zur Lyrik, zu einem lyrischen Preisgesang auf den Allhelden der biblischen Geschichte.

An der Felswand bei Michmas, wo Jonathan den Heldengang ging, steht es wie an einem natürlichen Ehrendenkmal für alle Zeiten in Stein geschrieben: Glaube, dein Name ist Heldenart! An der Felswand bei Gibea, wo Saul und der große Haufe auf den Zeltdecken verzweifelnd die Hände rangen, steht zu lesen: Unglaube, dein Name ist schwächliche Feigheit! Der Glaube ist eine Hochschule für die Tapfern, für die vollen Nummern männlicher Kraft, für die Jonathan-Naturen. Der Unglaube ist ein Krüppelheim für die Halbwüchsigen und Feigen, für die Saul-Naturen. Dem Glauben ist keine Aufgabe zu schwer, keine Felswand zu steil, keine gegnerische Überzahl zu groß. Die schwächliche Art, die den ersten tapfern Schritt hinaus-

schiebt und bei jedem Hindernis umkehrt, ist nicht Glaubensart. Glaubensart ist frische Initiative, durchgreifende Ausdauer, Demut im Erfolg. Dieser blutwarme Gottesglaube war für die biblischen Helden ein viel stärkeres Motiv als der blutleere Schicksalsglaube für die Helden der griechischen Tragödie. —

Mittlerweile war das Durcheinander und die Rückzugsbewegung im feindlichen Lager von den israelitischen Vorposten beobachtet und an den König gemeldet worden. Damit leitet sich ein Nachspiel ein, wobei wiederum Jonathan die Heldenrolle spielt (vgl. zum Folgenden 14, 16—45). Jetzt endlich, da der Feind auf der ganzen Linie bereits im Rückzug ist, rafft sich König Saul soweit auf, das Kommando zum Angriff zu geben. Der Armeebefehl erhält aber einen Zusatz, worin sich sofort wieder ein nervös aufgeregtes, kopfloses Wesen offenbart: Saul legte einen Schwur auf die Mannschaft und sprach: „Verflucht sei jeder, der vor dem Abend Speise zu sich nimmt, bis ich die Rache an meinen Feinden vollzogen habe" (14, 24). Die Mannschaft soll nichts essen, um auch nicht eine Minute Zeit zu verlieren und von der Verfolgung abgelenkt zu werden. Nun führte der Eilmarsch durch ein Waldtal, in dessen Bäume

wilde Bienenschwärme Waldhonig im Überfluß eingebaut hatten. Die Truppen hätten im Vorbeimarsch leicht Honig fassen können — das hätte den Vormarsch nicht aufgehalten, hätte im Gegenteil die Truppe zu neuer Stoßkraft gestärkt. „Es führte aber keiner die Hand an den Mund, denn die Mannschaft fürchtete den Schwur" (14, 25—26). Nur Jonathan, der von dem Schwurbefehl des Vaters nichts wußte, tauchte im Vorbeimarsch den Lanzenschaft in eine Honigwabe und aß davon, „und seine Augen wurden aufgetan" (14, 27). Die kleine Stärkung gibt dem zum Umfallen Erschöpften neue Kräfte, und neuer Kampfesmut leuchtet ihm aus den Augen.

Bald wird die Verfolgung abgebrochen. Die heißhungrigen Soldaten kochen auf freiem Felde ab und sind voller Siegesjubel. Da erfährt der König von dem Ungehorsam gegen seinen Armeebefehl. „So wahr der Herr lebt, der Erlöser Israels, wenn es durch Jonathan meinen Sohn geschehen ist, soll er ohne Säumen sterben" (14, 39). Das Los, das den Schuldigen ausfindig machen soll, fällt auf den Kronprinzen. Subjektiv mit einem reinen Gewissen, weil er den Befehl des Königs gar nicht kannte, sieht der Heldenjüngling dem Tod durch das Richtschwert ebenso gefaßt ins Auge wie dem Tod

auf dem Schlachtfeld. Kein Zorneswort, kein Fluchpsalm kommt über seine Lippen. Nur einen leisen Appell richtet er an den harten Vater: „Ein wenig Honig habe ich gegessen, und sieh, dafür soll ich jetzt sterben!" (14, 43). Die Augen der Soldaten sind auf den König gerichtet. Alles erwartet, der König werde vom schönsten Recht der Könige, vom Recht der Begnadigung, Gebrauch machen. Saul aber glaubt sich durch seinen Eid gebunden, und koste es das Leben des eigenen Kindes, des Stammhalters seines Hauses. Mit einem neuen Schwur fällt er im Schein der Wachtfeuer das Todesurteil: „Jonathan, du wirst des Todes sterben" (14, 44). Da geht ein Gemurmel durch die Reihen der Soldaten und wächst zum lauten Protest und zur offenen Revolte: „So soll Jonathan sterben? Er, der diese große Rettertat in Israel vollbrachte? Das ist nicht recht. So wahr der Herr lebt, es soll ihm kein Haar auf dem Kopfe gekrümmt werden, denn Gott hat heute mit ihm ein Werk vollbracht" (14, 45). Der gesunde Menschenverstand der Soldaten kann es nicht fassen, daß der Held des Tages den Tod des Verbrechers sterben, daß der Beste in Israel, den Gott aus den Händen des Erbfeindes rettete, nun durch die Hände des eigenen Vaters

untergehen soll. Nein, das ist nicht recht. Der Eidschwur „So wahr der Herr lebt" mag dem König bedeuten, daß es ihnen blutiger Ernst mit ihrer Drohung ist. Vielleicht haben sie auch, der treue Knappe voran, einen Kreis um Jonathan gebildet und dem König zu verstehen gegeben: Der Weg zu Jonathan geht über unsere Leichen. Ein Wort aus dem Munde Jonathans, und die ganze Truppe hebt ihn als König auf den Schild, und Saul steht allein. Jonathan aber will den Tag, den der Herr gemacht hat, nicht durch eine Absalomtat, durch eine Revolution gegen den Vater entweihen. Er krönt den größten Tag seines Lebens durch einen moralischen Sieg der Selbstbeherrschung und Pietät. Auch wenn der Vater dem Sohne unrecht tut, gibt das dem Sohne kein Recht, dem Vater unrecht zu tun. Saul erkannte den Ernst der Lage und nahm das Todesurteil zurück. „So befreite die Mannschaft den Jonathan, daß er nicht sterben mußte" (14, 45). Meine Leser werden längst herausgefühlt haben, daß Schillers Ballade „Der Kampf mit dem Drachen" in ihrem Leitton „Mut zeiget auch der Mameluck, Gehorsam ist des Christen Schmuck" an unsere ergreifend tragische, biblische Jonathangeschichte anklingt.

Jonathan, der Treue.

Der zweite Grundzug im Charakterbild unseres Helden ist die Treue gegen den Freund. Freundschaft und Treue gehören zu den ewig alten und ewig neuen und ewig schönen Motiven im literarischen Schaffen der Menschheit. Das Lob der Freundestreue ist in allen Volksliteraturen in hohen Tönen besungen, bald in besondern Abhandlungen über Freundschaft von Aristoteles' Ethik bis Lessings „Testament Johannis", bald in gelegentlichen Werturteilen, bald in den lebendigen Orest- und Pylades-Gestalten des Dramas. Wohl aus jedem Klassiker kann das Zitatenlexikon einen Ausspruch bringen, wie entzückend und süß es ist, zu wissen, daß unsere Freude fremde Wangen rötet, daß unsere Leiden fremde Augen wässern. Den schönsten Psalm auf Freundestreue hat das Buch der Bücher mit der Freundschaft zwischen Jonathan und David im 18. bis 23. Kapitel des ersten, im 1. und 9. Kapitel des zweiten Königsbuches (Samuelbuches) gesungen.

David, der Hirtenknabe von Bethlehem, war in jungen Jahren als Edelknabe an den königlichen Hof entboten worden, um

durch sein Harfenspiel die bösen Geister des Trübsinns zu bannen, die den König in einem für die Umgebung unerträglichen Grade beherrschten (1 Kg 16). Er hatte freilich bald erfahren, wie viel leichter es ist, in nächtlicher Einsamkeit Bären und Löwen von der Herde zu verjagen als die Launen eines nervös überreizten, mit seinem Gott und mit sich selber zerfallenen Menschen zu ertragen. In einem neuen Krieg mit den Philistern hatte David einen baumlangen, in Eisen strotzenden Riesen, der die Reihen des Gottes Israels lästerte, mit einem Steinwurf im Namen des Herrn in den Sand gestreckt, und war dadurch mit einem Wurf Retter des Vaterlandes und Liebling des Volkes geworden. Seit dieser Tat trat auch seine Auserwählung zum nächsten König in Israel, die seit der Salbung auf ihm ruhte, mehr und mehr in die Erscheinung. Je deutlicher aber die Kronrechte Davids zu erkennen waren, um so mehr wurde der derzeitige König von den Furien der Schwermut und Eifersucht zur Todfeindschaft gegen den vermeintlichen Kronräuber und Rivalen aufgehetzt. Er konnte ihn nur noch mit scheelen Augen anschauen (18, 9), er warf sogar den Speer nach ihm (18, 10—11), weil er überall Empörung wit-

terte und David im Verdacht hatte, er wolle auf dem Gewaltweg einer Revolution seine Abdankung erzwingen. Als der eigenhändige Mordversuch mißlungen war, erging eine geheime Kabinettsorder, um meuchelmörderisch den Verhaßten aus dem Wege zu schaffen (19, 1). Bei einem neuen Ausbruch rasender Leidenschaft schleuderte Saul zum zweitenmal die Lanze nach dem Gesalbten des Herrn (19, 9—10). David flüchtete bei Nacht und Nebel „durch das Fenster" und irrte seitdem wie ein gehetztes Edelwild im Lande umher, nirgends seines Lebens sicher, überall von den Spionen und Häschern des Königs umlauert (19, 11 ff). „Zwischen mir und dem Tode ist nur eine Schrittlänge" (20, 3). Sauls Regiment wurde mehr und mehr das Blutregiment eines Wahnsinnigen. Wer dem vogelfreien Flüchtling nur ein Stück Brot reichte, wie der Priester in Nobe, mußte es mit seinem Kopf und dem Leben seiner ganzen Familie büßen (Kap. 21—22). „Saul fahndete nach ihm alle Tage, der Herr aber überlieferte ihn nicht in seine Gewalt" (23, 14). Es wurde ein regelrechtes Kesseltreiben veranstaltet, und David mußte sogar jenseits der Landesgrenzen bei den Todfeinden seines Volkes Schutz suchen (Kap. 27—29). Dieser ge-

ächtete, von Haus und Hof vertriebene Mann war der Freund des Königssohnes.

Die Anfänge ihrer Freundschaft reichten in bessere Tage zurück. Damals, als David mit der Siegestrophäe des Goliathkopfes heimkehrte, als Retter des Vaterlandes vom Volke umjubelt, als der Erwählte des Herrn vor aller Welt gezeichnet, damals wählte ihn Jonathan zum Freunde. Der gleiche Tag, der die allmähliche Entfremdung zwischen Saul und David einleitete, legte für den seelisch vornehmeren, über kleinliche Eifersucht erhabenen Jonathan den Grund zur Freundschaft mit David.

Von Geburt war der Schafhirtensohn von Bethlehem dem Königssohn nicht ebenbürtig; in Jonathans Augen hielt aber der Adel des Charakters dem Adel des Blutes die Wage. Jonathan reichte dem Freunde seinen eigenen Schmuck, Mantel und Wams, Bogen und Schwertgehäng und Gürtel (18, 4), um ihn auch äußerlich vor aller Welt als sein zweites Ich, als Doppelgänger von gleichem Rang, zu bezeichnen.

Die Heilige Schrift hat ihren Bund mit einem tiefsinnigen Wort als Bund der Seelen charakterisiert: „Die Seele Jonathans verbündete sich mit der Seele Davids, und Jonathan

hatte ihn lieb wie sein Leben (18, 1. 3). Ihre Freundschaft war nicht aus sentimentalen Gefühlen geboren, nicht auf äußere Vorzüge und materielle Vorteile eingestellt, nicht von erdhaften Nebenabsichten der Selbstsucht getrübt, es war eine Freundschaft von besonderer Edelart. Es war ein Bund der Seelen, aus dem Geiste geboren, von gemeinsamen geistigen Ideen beseelt, von gemeinsamen sittlichen Idealen geweiht. Ihre Seelen stimmten zusammen wie zwei Saiten auf der Harfe Davids. So verbünden sich die Sterne, die einander nichts als Licht zustrahlen, sagt ein italienischer Klassiker von der platonischen Freundschaft, so paaren sich die Palmen, nicht im Boden mit den Wurzeln, sondern in lichten Höhen mit den Wipfeln. Die Freundschaft der Seelen ist die Seele der Freundschaft. Das alles liegt in dem biblischen Wort: „Die Seele Jonathans verbündete sich mit der Seele Davids."

Eine besondere Charakternote erhielt ihre Freundschaft in den Tagen der Not, in denen sonst hundert Freunde auf ein Lot gehen. An einer andern Stelle (Job 6, 15—21) hat die Heilige Schrift in einem klassisch-schönen Bilde den treulosen Freund mit einem ausgetrockneten Wildbach verglichen, der in der

allgemeinen Regenzeit hohen Wellengang hat, in der Zeit der Dürre aber die Karawane wie eine Fata Morgana enttäuscht. In den Zeiten des Glückes hatten die Freunde Jobs Freundschaftsbeteuerungen im Überfluß, in seiner Not hatten sie nicht einen Tropfen Trost für ihn. Ich übersetze den wenig bekannten Text nach dem Hebräischen:

Meine Brüder sind treulos wie ein Wildbach,
Wie das Flußbett der Bäche, die dahin eilen. — — — —
In der Zeit der Wärme vertrocknen sie,
In der Hitze verschwinden sie von ihrer Stelle. — — — —
Die Karawanen von Thema halten Ausschau,
Die Wanderzüge von Saba hoffen auf sie.
Sie werden zu Schanden mit ihrem Vertrauen,
Sie kommen herzu und werden enttäuscht.
Und ihr seid jetzt ebenso geworden,
Ihr sehet mein Unglück und schaudert.

Jonathan hielt, treuer als die Freunde Jobs, auch dem heimatlosen, vor dem Bannfluch des Königs flüchtigen Freunde in den Tagen der Not die Treue. Er war zuviel Charakter, um den seelischen Umschlag seines Vaters mitzumachen und den heute als Todfeind zu hassen, den er gestern als Herzensfreund liebte. Er warnte den Freund vor seinem Vater: „Da Jonathan, der Sohn Sauls, den David sehr lieb hatte, teilte es Jonathan dem David mit und sprach: Mein Vater Saul sucht dich zu töten, darum

sei auf deiner Hut (1 Kg 19, 1—2). Er hatte sogar den Mut, mit Gefahr des eigenen Lebens bei seinem erzürnten Vater zugunsten des Freundes vorstellig zu werden und einen Versöhnungsversuch zu wagen: „Majestät, versündige dich nicht an deinem Knechte David! Er hat auch dir gegenüber nicht gesündigt, und seine Dienste sind dir sehr zum Heile. Ja, er hat sein Leben in die Schanze geschlagen und dem Philister den Garaus gemacht, und der Herr hat (durch ihn) eine große Rettertat für ganz Israel vollbracht. Was versündigst du dich also an unschuldigem Blut durch Mordanschlag gegen David, der ohne Schuld ist?" (19, 4—5). Eine kleine Weile ließ sich der Zorn des Königs durch diesen mannhaften, überzeugenden Einspruch besänftigen. Bald aber kamen neue Tobsuchtsanfälle, und neue Versöhnungsversuche waren ohne Erfolg (20, 4 ff). Saul überschüttete seinen Sohn wegen dieser Freundschaft mit den bittersten Vorwürfen (20, 30), und als dieser nochmals ein gutes Wort für den Freund einlegen wollte, warf der Vater in rasender Wut die Lanze nach dem eigenen Kind (20, 32—33). In Jonathans Seele tobte ein heißer Kampf zwischen der pflichtmäßigen Pietät gegen den Vater und der Liebe zum Freund. Die Laune

und Leidenschaft des Vaters konnte ihn zum Märtyrer der Freundesliebe machen, aber nicht zum Verräter an seinem Treuwort. Einmal hatte er mit David auf freiem Felde eine heimliche Begegnung und „schwur ihm aufs neue" die Treue (20, 1—3. 17). Und als er dem obdachlosen Freunde durch ein verabredetes Zeichen sagen mußte, sie hätten jede Hoffnung auf Sinnesänderung des Vaters zu begraben (20, 35—40), da nahmen sie beide unter freiem Himmel Abschied. „Sie umarmten einander", sagt der heilige Text, „und weinten miteinander, David am meisten. Und Jonathan sprach zu David: Geh hin in Frieden! Was wir uns beide zugeschworen haben im Namen des Herrn, . . . dabei soll es bleiben" (20, 41—42). Bald darauf sahen sie sich wieder, zum letzten Mal in diesem Leben, und ihre Unterredung war eine Erneuerung ihres Seelenbundes (23, 18).

Um die Freundestreue Jonathans in ihrer seelischen Größe und Charakterhöhe vollrichtig einzuschätzen, müssen wir einen Umstand im Auge behalten, der die eigentliche Belastungsprobe seiner Freundschaft bildete. Als Kronprinz des bisherigen Herrscherhauses war Jonathan nach dem Recht der Erbfolge der geborene Erbe der Königskrone. Er müßte

kein Jüngling mit fliegenden Pulsen und kühnen Zukunftsplänen gewesen sein, wenn ihm das Herz nicht zuckte bei der Aussicht, eine Krone zu tragen, das Heilige Land von den Philistern zu befreien, als Marschall „Acharai Mir — nach" ein Volk von Glaubenshelden zu erziehen und als Ahnherr des Erlösers in die gesegnetste Ahnenreihe der Weltgeschichte eingegliedert zu werden. Nun wußte aber Jonathan, daß ein göttlicher Befehl das Haus Saul zum Aussterben verurteilt und die Krone für David als nächsten König bestimmt hatte (23, 17). Der Gang der Ereignisse ließ keinen Zweifel übrig: Die Sterne der Sauliden waren am Untergehen, die Sterne Davids am Steigen. Das tragische Geschick, durch die Schuld des Vaters beschworen, näherte sich langsamen, aber ehernen Schrittes dem Königspalaste. Jonathans Schild war blank. Seine Stirne wäre rein gewesen, den goldenen Reif zu tragen. Mit einer erschütternden Tragik aber wurde er, lediglich durch fremde Schuld, als Sohn eines schuldigen Vaters, in den Untergang hineingezogen und beim Zusammenbruch des Königshauses mitbegraben. Er als der nächstberechtigte Kronerbe war davon eigentlich am schwersten getroffen. Und doch ballte er nicht die Fäuste gegen die Fügungen

des Herrn, er beugte sich seelenstark dem Willen Gottes. Er trat nicht in die Spuren seines Vaters, der in ohnmächtigem Trotz die Zirkel Gottes zu stören suchte. Mit dem Tode Davids wäre, wenigstens nach Sauls Berechnung, die Krone des Reiches an Jonathan zurückgefallen. Darum redet ihm der Vater zu, seinen Freund David zu verraten: „All die Tage, solange der Sohn des Isai auf Erden lebt, wirst du nicht bestehen und dein Königtum auch nicht. Darum schicke jetzt gleich hin und bring ihn zu mir her, denn er ist ein Kind des Todes" (20, 31). Jonathan weist das Ansinnen, den Freund zu verraten, weit von sich. Der Freund ist ihm mehr wert als ein Königreich. Lieber opfert er die Krone als den Freund.

Was für ein heißer Kampf muß die Seele des jungen Mannes durchtobt haben, wenn er die Pflichten gegen seine Familie mit der Pflicht der Freundestreue und den Wunsch seines eigenen Herzens mit dem göttlichen Wollen abwog! Jonathan blieb Sieger in diesen Seelenkämpfen. Er, der Enterbte, ist bereit, zu entsagen und dem Freunde neidlos die Erbschaft des Reiches zu überlassen. In dieser Entsagung liegt mehr Heldentum als in seiner Heldentat bei Michmas; denn der Sieg über sich selber ist schwerer

als der Sieg über ein feindliches Lager. Durch die Ergebung in den göttlichen Willen, durch den Verzicht auf die Königskrone hat sich unser biblischer Freund eine weit schönere Krone aufgesetzt, die heute noch als Diadem sittlicher Größe auf seinem Charakterbilde in alle Welt ihre goldenen Strahlen wirft. Persönlichen Wünschen entsagen, einen Lieblingsplan opfern, auch wenn die Selbstsucht sich mit tausend Fingern darin verkrallt, ist nicht Entmannung unseres Willens, ist im Gegenteil die höchste Kraftleistung sittlicher Energie. Die tapfere Entsagung ist ebenso gut ein Exerzierplatz innerer Größe wie die tapfere aktive Leistung. In einem schweigenden Verzicht liegt in der Regel sogar mehr seelisches Heldentum als in der brutalen Durchsetzung des Eigensinns. Es ist nicht bloß vernünftiger, sondern auch heldenhafter, an Jonathans Seite mit gebeugten Knien den Fügungen des Herrn sich unterzuordnen, statt mit geballten Fäusten in Sauls Spuren gegen unabänderliche Gesetze sich aufzubäumen.

Wie eine hochragende Palme steht die Freundschaft zwischen Jonathan und David an der Karawanenstraße der biblischen Geschichte. Die Krone dieser Palme, die Krone jeder Freundschaft ist die Furcht des Herrn. Jonathan

und David haben ihren Bund beschworen „im Namen des Herrn" (20, 42) und damit den Herrn als dritten in ihre Mitte genommen wie die beiden Jünger auf dem Wege nach Emmaus. Jonathan verabschiedet sich das erstemal vom Freund mit dem Gelöbnis: „Der Herr sei zwischen mir und dir auf ewig" (20, 23), und beim letzten Lebewohl bekräftigen sie letztmalig ihren Bund „vor dem Herrn" (23, 18). Ohne diese religiöse Weihe bleibt die Freundschaft eine Palme ohne Krone. Treueide werden heute genug geschworen, aber nicht im Namen des Herrn; darum ist die Welt an Freundschaftsbeteuerungen und Freundschaften so reich, und dabei an Freundschaft so arm. Cicero nennt in seinem Buche „Über die Freundschaft" die Tugend die wesentlichste Begleiterin der Freundschaft, und das 8. und 9. Buch in Aristoteles' Sittenlehre, das Tiefste und Geistvollste, was das Altertum uns über das Thema Freundschaft hinterließ, sagt mit bitterem Ernst: Die vollkommene Freundschaft sei so selten, weil die vollkommenen Menschen so selten seien. Was die außerbiblischen Klassiker fordern, ist im Bund der biblischen Freunde Jonathan und David lebensvolle Wirklichkeit: Ihr Bund war beschworen „im Namen des Herrn" und damit in die Sphäre des Heiligtums getragen. Siehe,

hier ist mehr als Achilles und Patroklus, mehr als Orest und Pylades, mehr als Möros und und Phidias, mehr als Hagen und Volker.

Der letzte Akt des biblischen Jonathandramas spielt zusammen mit dem Schlußakt des Sauldramas am Gebirge Gelboë, südöstlich von der Ebene Esdrelon, dem alten Schlachtfeld der biblischen Geschichte. Wieder stehen die Israeliten den Philistern im Felde gegenüber. König Saul, körperlich und moralisch nur noch eine Ruine, führt selber das Kommando. Auch Jonathan nimmt mit zwei andern Prinzen am Kampfe teil. Da erfüllt sich wie ein Hagelwetter das Verhängnis an der entthronten Königsfamilie. Jonathan fällt mitsamt seinen Brüdern, von dem Blitze mitgetroffen, der seinen Vater niederschmettern sollte, und Saul stürzt sich verwundet, ein biblischer Ajax, in sein Schwert, um den Philistern nicht lebendig in die Hände zu fallen (Kap. 31).

David hielt dem ritterlichen Freunde die Treue über das Grab hinaus. Jonathans Treue hatte in den Leidenstagen Davids die Feuerprobe bestanden; nun gibt David dem gefallenen Freunde Treue um Treue. Von ihrem Bunde gilt das Herderwort: „Wie der Schatten früh am Morgen ist die Freundschaft mit den Bösen; Stund' auf Stunde nimmt sie ab. Aber

Freundschaft mit den Guten wächset wie der Abendschatten, bis des Lebens Sonne sinkt." Als Jonathans Lebenssonne gesunken, läßt David, der Harfner von Gottes Gnaden, allen Schmerz zusammenklingen in einer Totenklage, die heute noch eine Perle der biblischen Poesie bildet. Er singt kein Alleluja aus Freude, daß Saul keine Lanzen mehr nach ihm werfen kann und er selber jetzt unbestrittener Erbe des Thrones ist, er weint einen Klagepsalm in den ernstesten Klängen. Wie an der Felswand bei Michmas die Tapferkeit Jonathans des Tapfern, so ist in diesem Totenlied die Treue Jonathans des Treuen verewigt.

Zum Lied der Treue fügte sich die Treue der Tat. Wie in einer Todesahnung hat ihn Jonathan gebeten: „Wenn ich gestorben bin, darfst du dein Erbarmen in Ewigkeit nicht von meiner Familie abwenden" (20, 14—15). Dieses Testament des Freundes ist dem nunmehrigen König heilig, und als er hört, Miphiboseth, ein lahmer Sohn Jonathans, sei in ärmlichen Verhältnissen, gibt er dem verwaisten Invaliden einen Rechtsbeistand, um ihm wieder zu seinen Gütern zu verhelfen, und nimmt ihn als Gastfreund an seinen eigenen Tisch (2 Kg 9, 7), um das Andenken des Vaters im Sohne zu ehren.

Auf der Schulbühne der Gesellschaft Jesu war Jonathan zu allen Zeiten ein gern gespieltes Drama mit lauter Männerrollen. Es wäre zu bedauern, wenn dieses herrliche Charakterbild der biblischen Geschichte von der modernen Bühne verschwinden würde. Das Buch der Bücher schenkt uns in Jonathan eine charaktervolle, königliche Gestalt, deren seelische Größe inmitten einer kleinen Umgebung für alles menschlich und moralisch Edle erglühte, einen sympathischen Heldenjüngling, der gerade die Jugendideale Tapferkeit und Treue, Heldenart und Freundschaft, Glaube und Pietät auf den Schild erhob, ein hohes Lied auf Heldenart nach dem Herzen der Bibel.

Deutsche Heldenart, sei Geist vom Geiste Jonathans! Segne deine militärischen Heldentaten durch moralische Heldengröße! An die sittliche Heldenkraft werden gerade im Stellungskrieg riesengroße Anforderungen gestellt. Der Mut zum sittlichen Helden aber lebt aus dem Glauben. Der Glaube ist kein Drahtverhau, der uns den Vormarsch verzäunt, der Glaube ist ein Armeebefehl zu mutvoller Tat. Darum laßt uns anlegen mit Jonathan die Waffen des Lichtes, laßt die Feuertage des Krieges Feiertage des Glaubens sein!

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

7. Eine biblische Totenklage.

Die oben erwähnte Totenklage (2 Kg 1, 18 bis 27), die ich nun nach der lateinischen und hebräischen Bibel im Wortlaut übersetze, ist ein poetisches Ehrendenkmal der Freundestreue. Das Ergreifendste daran ist, daß David der Edelmütige in einem Atemzug Jonathan und Saul, seinen liebsten Freund und seinen größten Feind, betrauert. Soweit es die Textverhältnisse gestatten, suche ich den schönen Gedanken- und Strophenbau der Totenklage in der Übersetzung wiederzugeben. In der ersten Strophe ruft der Sänger das ganze Volk zur Landestrauer auf. Nur in die Städte der Philister darf die Kunde nicht kommen; denn bei diesem Erbfeind würde das nationale Unglück Israels nur Schadenfreude wecken und wie ein Siegesfest mit Frauenreigen gefeiert werden (zweite Strophe). Die dritte Strophe legt einen Bannfluch auf die Berge von Gelboë, weil sie das Blut des gesalbten Königs getrunken haben. In der vierten und fünften Strophe werden die beiden Helden, denen das Lied gilt, mit Namen genannt. Adler und Löwe, die Könige im Reiche der Tiere, versinnbilden die früher sieggewohnten Heldentugenden des Königs und des Königs-

sohnes. Die Waffen, Bogen und Schwert, gelten, wie Faust und Arm, mit den Helden eins. Die Klage spricht in abgerissenen Sätzen, wie wenn dem Sänger die Stimme in Tränen ersticken wollte. Den Schluß bildet eine besondere Saul- und eine besondere Jonathanstrophe. Die Saulstrophe, inhaltlich ein Aufruf an die Frauenwelt zur Totenklage an der Königsleiche, erwähnt wohl, was Saul den Frauen des Landes mit der Kriegsbeute Gutes tat; was er dem Sänger persönlich Böses tat, verschweigt das Lied. Wie ein Morgenstern der neutestamentlichen Sittenlehre leuchtet dieses hochherzige Verzeihen erlittener Unbill aus der Zeit der Blutrachen und Fluchpsalmen zu uns herüber. In der Jonathanstrophe erreicht die lyrische Wehmutstimmung des Trauerliedes ihren Höhepunkt. Zum erstenmal redet David als Ich in der ersten Person in direkter Anrede mit Du zu seinem toten Freund, ein Zeichen, wie der unmittelbar persönliche Affekt und die seelische Ergriffenheit sich steigert. „Wie sind doch die Helden gefallen" scheint eine Art Kehrvers in der Ode zu sein.

18 Vernimm, o Juda, harte Botschaft!

19 Rufe auf, o Israel, zum letzten Dienst
Für die Toten, die auf deinen Bergen gefallen!
:,: Wie sind doch die Helden gefallen. :,:

20 Doch meldet es nicht in Gath!
Verkündet es nicht in den Gassen von Askalon!
Damit nicht die Töchter der Philister sich freuen,
Damit nicht frohlocken die Töchter der Heiden.

21 Ihr Berge von Gelboë, nicht falle Tau,
Nicht falle Regen über euch, ihr Gefilde des Todes!
Denn dort ward hingestreckt der Schirmer der Helden,
Als ob er nicht gesalbt gewesen mit dem Salböl.

22 Vom Blute der Erschlagenen,
Vom Marke der Helden
Kehrte Jonathans Bogen ohne Beute nicht heim,
Und Sauls Schwert kam nicht leer zurück.

23 Saul und Jonathan, die geliebten und lieblichen!
Im Leben und im Tode nicht getrennt!
Schneller als Adler,
Stärker als Löwen!

24 Ihr Töchter Israels, weinet über Saul!
— — — — — — — — — — —
Der euch kleidete mit Purpur und bunten Gewändern,
Der goldnen Schmuck euch reichte zum Putze.

25 :,: Wie sind doch die Helden gefallen,
Im Kampf auf der Höhe erlegen! :,:

26 Um dich erheb' ich Klage, mein Bruder Jonathan,
Du warst mir bester Freund.
Höher galt mir deine Liebe als Frauenminne!
Wie eine Mutter ihren einzigen Sohn, so liebte ich dich.

27 :,: Wie sind doch die Helden gefallen
Und zerbrochen die Waffen des Krieges! :,:

Ein Meistergesang von der Harfe des Erzpsalmisten, eine kostbare Reliquie der ältesten

Liederkunst, eine ergreifende Totenliturgie für die am Berge Gelboë Gefallenen, ein Königspsalm der Freundestreue, ein hohes Lied jener Seelengröße, die am Grabe die Feindschaft der Feinde, nicht aber die Freundschaft der Freunde vergessen kann — klingt diese unsterbliche Totenklage in der Heiligen Schrift und in der Weltliteratur weiter. Die Spur der Sauliden hat sich in der Geschichte verloren, die Grabstätte unseres biblischen Freundes Jonathan ist verweht und vergessen, mit diesem Totenlied aber hat David dem einzigen Sauliden, der die Krone trug, und dem edelsten Sproß dieses Hauses ein unvergängliches Denkmal errichtet, dauernder als der Denkstein für die Helden von Thermopylä, ergreifender als die Totenklage der Ilias um Hektor. Wer selber am Grabe eines Freundes stand, erfaßt leichter die Tiefe der Empfindung in diesem Seitenstück zu unserem Soldatenlied: Ich hatt' einen Kameraden. Noch mehr werden die Tausende, die nicht am fernen Grabe ihres Freundes stehen dürfen, dem königlichen Sänger mit Herders Worten danken: Du Harfner der Freundestreue, eine Blume der Liebe blühe auf deinem Grabe!

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

8. Tröstet einander mit diesen Worten!

Eine Allerseelenpredigt im Kriegsjahr.

„Es ist recht und geziemend, der Brüder zu gedenken." 1 Makk 12, 11.

Im Argonnenwald fallen die Blätter, und immer größer wird das Massengrab der gefallenen Soldaten. In großer Zahl sind unsere Brüder im Waffenrock, die einen im Felde, die andern im Lazarett, in der Mitte ihrer Tage zu den Vätern von 1813 und 1870 versammelt worden. Die amtlichen Todesmeldungen haben daheim wie Granaten eingeschlagen und tiefe Wunden gerissen. Die langen Verlustlisten sind gleich der Buchrolle des Propheten innen und außen mit Weh beschrieben. Immer länger dehnen sich die Schatten des Krieges.

Immer lauter geht die Totenklage durch das Land. Die Mütter weinen und wollen sich nicht trösten lassen, die Freunde fluchen mit dem Freunde Jonathans den Gefilden, die das Blut der Helden getrunken haben, und die Trauerschleier in den Straßen sagen uns: Sie haben mein Lebensglück begraben. Man mag sein Vaterland lieben mit heiliger Glut,

aber deshalb wird man nicht unempfindsam für solche Schläge. Der Lanzenstich, der das Herz des Heilandhelden am Kreuze durchbohrte, ging als Schwert des Mitleidens auch durch das Herz seiner Mutter am Fuße des Kreuzes. So werden die Wunden im Felde zu Hause mit- und nachempfunden, die Todeskämpfe in Feld und Lazarett zu Hause mit- und nachgekämpft. In der Heimat bluten die Wunden auch dann noch weiter, wenn es im Felde überstanden ist. Unter jenen Grabhügeln, die als einzigen Schmuck den Helm oder Reitertschako tragen, liegen mehr zerschossene Herzen als zerschossene Leiber begraben. „Wenn er wenigstens", so höre ich klagen, „zu Hause gestorben wäre, umgeben von den Seinigen und treu gepflegt bis zum letzten Atemzug! Wenn wir ihn wenigstens im Grabe bei uns hätten! Wenn er nur nicht in fremder Erde ruhen müßte, ohne Sarg und Sang, ohne Kranz und Kreuz begraben!" Immer lauter geht die Totenklage durch das Land.

Da kommt Allerseelen, ein Tag des Trostes im Jahre der Trauer, ein Psalm des Friedens mitten im Lärm des Krieges, ein Ausblick nach dem ewigen Licht in dunklen Zeiten. Allerseelen im Kriegsjahr gehört in erster Linie den im Felde gefallenen und in den La-

zaretten gestorbenen Brüdern. Aus der biblischen Chronik der Makkabäerkämpfe hallt ein schönes Wort in den Völkerkrieg des 20. Jahrhunderts herauf: „Es sei recht und geziemend, der Brüder zu gedenken." „Wir gedenken euer zu jeder Zeit ... bei den Opfern, die wir darbringen, und den heiligen Gebräuchen, wie es recht und geziemend ist, der Brüder zu gedenken" (1 Makk 12, 11). Die biblischen Königsbücher erzählen (2 Kg 2, 18—23) von einem blutjungen Soldaten, der kampfeslustig ins Feld stürmte, aber bald von einem alten Haudegen mit der Lanze niedergestoßen wurde, „und alle, die dort vorbeikamen, wo Asa-el gefallen und gestorben war, machten Halt". Tief erschüttert, wie festgebannt umstanden sie alle die Leiche des jungen Helden. Tief ergriffen wollen auch wir heute Halt machen und im Geiste uns um die Heldenleichen und Heldengräber des Krieges sammeln, um die in der Nähe und die in der Ferne. Wir wollen sozusagen an Allerseelen die Leichenfeier und Totenmesse nachholen, die draußen im Felde für die einzelnen nicht gehalten werden konnte.

Am Gedenktage der Toten empfinde ich es wie eine heilige Pflicht, den Trauernden im Kriegsjahr ein Wort des Trostes zu sagen. Die Träne um die Toten ist geheiligt,

seitdem unser Herr und Meister selber am Grabe seines Freundes Lazarus geweint hat. Die Klage um die Toten darf aber nicht zu einer Anklage gegen die Lebenden, die Sehnsucht nach dem Frieden darf nicht zu einem Bannfluch über eine von Gott verhängte Heimsuchung werden. „Über die Entschlafenen, Brüder, will ich euch nicht in Unkenntnis lassen, damit ihr nicht so wie die andern trauert, die keine Hoffnung haben" (1 Thess 4, 13). Dann entwickelt der Apostel die christlichen Trostgedanken von Tod und Auferstehung und schließt mit dem Gebot: „Tröstet einander mit diesen Worten!" (1 Thess 4, 18.) Dieses apostolische „Tröstet einander" ist uns in dieser Kriegszeit ein Tagesbefehl.

Tröstet einander im Namen des Vaters!

Wir wissen aus dem heiligen Buche, wie Jobs Familienglück mit dem Verlust seiner Kinder über Nacht zusammenbrach und wie von allen Seiten seine Freunde kamen, um ihn zu trösten (Job 2, 11). Ihre Trostversuche waren gut gemeint und waren doch dem Schwergeprüften eine Qual, und zuletzt sagt er den Freunden ins Gesicht: „Lästige Tröster seid ihr alle" (16, 1). Mit andern Worten: Er bittet, von Beileidbesuchen abzusehen. Die Menschen hatten die nach einem

guten Wort dürstende Seele Jobs mit leeren Worten abgespeist. Sein Gottesglaube allein gab ihm seelischen Halt und sieghaften Trost: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen. Wie der Herr es wollte, so ist es gegangen. Der Name des Herrn sei angebetet! Haben wir das Gute von Gottes Hand angenommen, warum sollen wir nicht auch das Schlimme annehmen?" (1, 21; 2, 10.) Dieses Bekenntnis im Namen des Herrn ist das unsterblich schöne Trostbrevier der Menschheit geblieben.

Wo immer die Feldpost eine Hiobsbotschaft bringt, wiederholt sich die alte Hiobsgeschichte von dem schwachen Trost im Namen der Menschen und von dem starken Trost im Namen des Herrn. „Trösten Sie sich", sagen uns die Menschen von landläufiger Redensart, „er ist als Held auf dem Felde der Ehre gefallen. Sein Name wird in ehrenvollem Andenken bleiben." Das Vaterland wird seine Heldensöhne nicht vergessen. Er ist tot, aber sein Name und damit der Name seiner Familie lebt auf dem Kriegerdenkmal seiner Heimat weiter. Die Vergessenen sind zweimal und zwei Meter tiefer begraben, die Gefeierten werfen wenigstens noch ihren Schatten über die Friedhofmauer. Je nach dem

persönlichen Ehrbegriff mögen manche ein Hirsekorn Trost in diesem Gedanken finden. Ein zerrissenes Mutterherz wird aber mit der Aussicht auf das Ehrendenkmal allein sich nicht zufrieden geben. Und das feierlich versprochene ehrenvolle Andenken ist manchmal rasch verflogen wie der Pulverrauch der Ehrensalven am Soldatengrab.

„Trösten Sie sich", spricht ein anderer Freund, „er starb zum Schutze der Heimat." Wir in der Rheinpfalz können ein Klagelied davon singen, wie barbarisch in früheren Kriegen in diesem Grenzland und besonders an diesem Kaiserdom gehaust wurde. Diesmal aber haben unsere braven Truppen wie eine Mauer von Erz die Grenzen nach Westen gehütet und durch ihren Todesmut die Schrecken des Krieges von unsern Hütten und die Greuel der Verwüstung von unsern Heiligtümern ferngehalten. Er starb zum Schutze der Heimat und zur Eroberung des Friedens. Der furchtbar blutige Krieg ist nicht um des Krieges willen begonnen, sondern um des Friedens willen. Die Väter müssen den bittern Kelch trinken, damit die Söhne einmal friedlich unter ihrem Weinstock leben können, ohne von Jahr zu Jahr den Zusammenbruch eines übertünchten Scheinfriedens fürchten zu

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

müssen. Darin liegt ein zweiter Menschentrost: Das viele kostbare Menschenblut ist nicht umsonst geflossen, die Heimat und die nächste Generation wird es den Kriegern danken. Der Kampf ist kein zweckloser Schwerthieb in die Luft.

„Trösten Sie sich", spricht ein dritter Menschentröster, „unser Heer ist mit blankem Schild und reinem Gewissen ausgezogen." Der Krieg von 1914 ist für unser Volk ein Kampf um heilige sittliche Werte im Völkerleben. Es geht um die Frage, ob der Königsmord in Europa ungestraft auf die Tagesordnung kommen soll, ob Treu und Glauben und andern sittlichen Großmächten im Rate der Völker die Pässe zur Abreise zugestellt werden sollen. Es gibt auch im Völkerleben Krankheiten und Wunden, an denen ein Volk sterben muß, wenn nicht rechtzeitig die blutige Operation eines Krieges eingreift. Der Schwerverwundete im Lazarett läßt sich in Gottes Namen den brandigen Arm oder Fuß abnehmen, um sein Leben zu retten. So kann es auch im Völkerleben notwendig werden, einen blutigen Einschnitt zu machen und einzelne Glieder am Volkskörper zu opfern, um das Ganze am Leben zu erhalten, um dem ganzen Volk die Lebensbedingungen völkischen Daseins zu retten. Nicht aus Freude am Blut, sondern

aus Freude am Leben! Für die einzelnen, die das trifft, ist es hart und schmerzhaft; aber besser, der einzelne stirbt, als daß das ganze Volk Rechte verliert, ohne die es nicht leben kann. Wer diesen nationalen Gedanken fassen und seine persönlichen Lebensinteressen dem Volksganzen eingliedern kann, wird zu seinem Troste leichter mit dem notwendigen Übel des Krieges sich versöhnen und weniger schwer an seinen persönlichen Kriegsopfern tragen.

Dem Großteil des Volkes werden aber mit rein natürlichen Trostversuchen die Bombenrätsel der Totentafel nicht gelöst. Zugegeben, die Mannschaft des Landes mußte Blut und Leben einsetzen, warum mußte gerade er sterben? Er, der Stab meines Weges und der Stern meines Himmels? Warum kam er nicht eine Minute später oder früher über die Stelle, wo die Granate einschlug? Wo diese grübelnden Fragen auftauchen, düster wie Nebelschwaden über dem Schlachtfeld, da tröstet einander mit diesen Worten: Der Herr hat ihn heimgerufen; der Herr hat ihn gegeben, der Herr hat ihn genommen. „Wie der Herr es wollte, so ist es gegangen." Sein Name ist Herr über Leben und Tod. Er hat das Leben und seine Güter uns nur als Lehen gegeben,

er kann sein Leihpfand jede Stunde zurückfordern. Ein junger Leutnant, zu Tode verwundet im Argonnenwald, sprach das heldenhafte Wort: „Zu Befehl, Herr! Nicht wie ich will, sondern wie Du willst." Menschenaugen erscheint es trostlos, in so jungen Jahren aus den Anfängen der eigentlichen Berufsarbeit herausgerissen zu werden. In Gottes Augen aber wird das Menschenleben nicht nach der Länge der Jahre gemessen, sondern nach dem Inhalt der Jahre gewogen. „Ob auch früh vollendet, er hat viele Jahre ausgefüllt" (Weish 4, 13). In Gottes Augen ist ein solches Leben kein Zusammenbruch, keine Ruine. In Gottes Plänen war es genau in dieser Spannweite vorgesehen. „Wie der Herr es wollte, so ist es gegangen." Auch unsere Gebete seit dem Ausmarsch, der Herr möge ihn wie seinen Augapfel behüten und heil wieder heimführen, waren keine Blindgänger. In irgend einer Form ist ihm jedes Vaterunser zu gute gekommen, wenn auch nicht in der von uns gedachten Form. „Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken, und meine Wege sind nicht eure Wege, spricht der Herr" (Is 55, 8).

„Wie der Herr es wollte, so ist es gegangen." Sein Name ist „Vater der Verwaisten

und Anwalt der Witwen" (Ps 67, 6). Dem Familienleben werden durch das Kriegsschwert schwere Wunden geschlagen. Hier fällt ein Familienvater, der seinen unmündigen Kindern notwendig wäre wie das tägliche Brot; dort der einzige Sohn einer Witwe, der seiner alten Mutter noch aus dem Felde die Löhnung heimgeschickt hatte; dort ein Einjähriger, der unter den größten Opfern seiner Familie einen akademischen Beruf erreichte und eben seine Anstellung erwartete; dort ein Gefreiter, der viel fremdes Glück mit ins Grab nimmt. Nur der Glaube an eine göttliche Vorsehung hält uns vor diesen Bombenrätseln des Krieges aufrecht. Es wäre zum Verzweifeln, wenn der Zufall und das herzlose Schicksal das Schlachtfeld beherrschen würden. Die Pläne der Vorsehung sind allerdings in unerforschliche Geheimnisse eingehüllt. Auch der Feldzugsplan bleibt dem einfachen Feldsoldaten ein Geheimnis. Da kommen auch Befehle, die rätselhaft klingen und schwere Opfer fordern, und doch hat die Mannschaft zur Oberleitung das Vertrauen: Dort oben wird man schon wissen, warum. So müssen auch wir in rätselvollen Stunden dem Weltplan Gottes und seiner Vorsehung vertrauen. Er hat keine Freude daran, die Menschen zu quälen. Sein Name

ist Vater der Verwaisten und Anwalt der Witwen.

Sein Name ist Richter der Völker. Die Völker werden im Diesseits gerichtet, nicht wie die einzelnen Menschen im Jenseits. Der Krieg, der sich zurzeit vor unsern Augen auf der Bühne von Europa abspielt, ist ein Kriegsgericht über die Völker. Gottes Blitze leuchten über den Erdkreis, und der Engel des Gerichtes streut wie bei Ezechiel Feuerkohlen über die Länder. Ob der Herr der Heerscharen Abrechnung hält mit einem Volke, das ihm und seiner Kirche ins Gesicht hinein den Abschied gab, dessen Minister in dem amtlichen Erlaß vom 29. August sich selber als „Herren ihres Geschickes" bezeichneten — ob der Allmächtige andere Absichten mit diesem Kriege hat, das wissen wir nicht. Wohl aber wissen wir, unsere abgerufenen Soldaten sind im Waffendienste der heiligen Absichten Gottes, des Richters der Völker, gestanden und gefallen. Im Dienste dieser göttlichen Absichten steht aber nicht nur die Tatkraft unserer Truppen in der Front, in diesem Dienste steht auch die Leidenskraft unseres Volkes in der Heimat. Wer in Gottes Namen einen Todesfall aufrecht erträgt, spielt auch eine Heldenrolle im Dienste des Herrn

der Heerscharen. Große Gnaden schaffen große Helden auch im Leiden.

Ausländer machen sich kaum eine Vorstellung davon, was für Triumphe der Gottesglaube unter den Donnern des Krieges in unserem Volke feiert, von den majestätischen Bekenntnissen des Kaisers bis zu den lauten Gebeten im Schützengraben. Der Gottesleugner ist, heute wenigstens, wie ein Fremdkörper in unserem Volke. Da dürfen die einzelnen von Trauer und Verzweiflung den Glauben sich nicht rauben lassen. Das wäre ein doppelt trauriges Begräbnis, mit einem Leichnam zugleich seinen Gottesglauben einzugraben. Werfen wir uns mitsamt unserem Kreuz in Gottes Vaterarme und strecken wir auch auf dunkeln Wegen seiner Führung eine willige Hand entgegen! Tröstet einander im Namen des Vaters!

Tröstet einander im Namen des Sohnes!

Der Völkerlehrer hat das Erlösungswerk unter einem militärischen Bilde dargestellt: Christus und der Tod hätten miteinander im Zweikampf auf Leben und Tod um den Sieg gerungen, wie damals die Gladiatoren im Zirkus Mann gegen Mann mit Netz und Dreizack kämpften. Christus habe für die Menschheit den Tod nieder-

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

gerungen und ihm die Waffe, den dreizackigen Stachel, abgenommen, und als nun der Tod entwaffnet und wehrlos wie ein Schemel unter den Füßen Jesu lag, da ruft St Paulus wie ein Herold des Kampfspiels durch die Arena: „Tod, wo ist jetzt dein Sieg? Tod, wo ist jetzt dein Stachel? Gott sei Dank, der uns den Sieg verliehen hat durch Jesus Christus, unsern Herrn" (1 Kor 15, 55. 57). Die unerlöste Menschheit kannte den Tod nur als einen König des Schreckens, um so schreckbarer, weil er im Dreiverband mit Sünde und Hölle kämpfte. Für die erlöste, zur Auferstehung bestimmte Menschheit hat der Tod seinen Schrecken, seinen Stachel verloren. Er ist nicht mehr Niederlage, er ist Sieg. Wer durch die Gnade, besonders durch die heilige Kommunion, mit dem Heiland in Lebensgemeinschaft steht, steht mit ihm in Siegesgemeinschaft. Der Tod eines sterbenden Galliers oder eines Hunnen auf den katalaunischen Feldern war eine Niederlage, auch wenn die Schlacht gewonnen war; der Tod eines hl. Sebastian oder sonst eines christlichen Soldaten in der Gnade Gottes ist ein Sieg, auch wenn die Schlacht verloren ist. Tröstet einander im Namen Jesus! Über die Leichenfelder der Kriegsgeschichte tönt wie ein Siegessignal sein Wort: „Ich bin die

Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubt, wird leben, auch wenn er gestorben ist" (Jo 11, 25). „Ich lebe, und auch ihr sollt leben!" (Jo 14, 9.)

Tod, wo ist dein Stachel? Sterben ist kein gänzliches Vernichtetwerden. Es gibt ein Weiterleben der unsterblichen Seele, und bei der Mobilmachung der Toten am Tage der Auferstehung wird auch der sterbliche Leib in Unsterblichkeit sich kleiden (1 Kor 15, 54). Die feindliche Kugel bildet nicht den Schlußpunkt von allem Leben. „Gott hat den Menschen unsterblich erschaffen" (Weish 2, 23). Im Kriege braucht es keine langen Unsterblichkeitsbeweise, jede Soldatenleiche ist ein Unsterblichkeitsbeweis. Denkt an unsere Schwerverwundeten, die in den Feldlazaretten in langen schlaflosen Nächten den Tod vor Augen sehen oder draußen unter freiem Himmel auf der Scholle liegen, lange Stunden, einzelne sogar lange Tage und Nächte, und bei vollem Bewußtsein langsam verbluten. Ihr ganzes Leben fliegt an ihrem Geiste vorüber. Jetzt sendet ein solcher noch einen letzten Gruß an die ferne teure Heimat, einen Dankesgruß an seine guten Eltern, ein treues Abschiedswort an seine Frau, einen letzten Vatersegen über seine Kinder, ein Lebtwohl an seine Freunde, ein letztes Vater-

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

unser und Reuegebet in abgerissenen Sätzen zu seinem Gott. „Gott im Himmel, verzeih mir — Herr, bleib bei mir — es will Abend werden — Jesus, dir leb' ich — Jesus, dir sterb' ich, — laß meinen Tod — für meine Familie aufgeopfert sein! — Vater, in deine Hände — empfehle ich — meinen Geist!" Diese letzten Gedanken und Gebete der einsam Sterbenden kommen nicht in die Kriegschronik und sind doch auch große Heldentaten im ganzen Feldzug — soll all dieses Heldentum spurlos mit ihrem Blute in der Erde versickern und mit ihren Wunden begraben sein? Soll das Gesetz von der Erhaltung der Kraft im Haushalte der Natur hier allein versagen? Soll zwischen der Soldatenleiche und dem Pferdekadaver auf dem Schlachtfeld kein Unterschied sein? Sollen diese braven Männer schneller verwesen als Bleisoldaten, schneller zerfallen als das Eiserne Kreuz, das ihre Brust geschmückt hat? Nein, siebenmal nein! Auch dieses Heldentum des Krieges kann nicht spurlos begraben sein. „Gott hat den Menschen unsterblich erschaffen." Es gibt ein Weiterleben der unsterblichen Seele.

Ein Weiterleben in einer besseren Welt! Die christliche Lebensauffassung verlegt den Schwerpunkt des Lebens in das Leben nach dem Tode

und wertet das irdische Leben wie eine Art Rekrutenjahr für das ewige Leben. Nicht als ob wir vor lauter Jenseitsgedanken die ernsten Diesseitsaufgaben liegen lassen sollten. Aber auch nicht so, als ob wir das Jenseits als minderwertiges Anhängsel des Diesseits, als einen Lebensschatten auffassen und so das Wertverhältnis zwischen dem diesseitigen und jenseitigen Leben umkrempeln dürften. „Wer sein Leben in dieser Welt haßt, bewahrt es zum ewigen Leben" (Jo 12, 25). „Und setzt ihr nicht das Leben ein, nie wird euch das Leben gewonnen sein." Der Apostel nennt das Sterben, das die Menschen den herbsten Verlust nennen, einen „Gewinn" (Phil 1, 21). Wir müssen uns recht tief in diese Lebensauffassung des Evangeliums hineindenken, hineinzudenken versuchen, wenn der natürliche Schmerz über einen Todesfall, das Heimweh nach den Toten oder gar die Verzweiflung uns zu Boden drücken will.

Tod, wo ist dein Stachel? Sterben ist kein gänzliches Vergessenwerden. Meine Teueren! Weiß es der gefallene Landwehrmann, wenn seine Kinder daheim nach Brot rufen und die Mutter fragen, ob der Vater nicht bald komme? Wenn in der Heimatkirche das Seelenamt für ihn gehalten wird, wenn

seine Frau bei der siegreichen Heimkehr der Kameraden mit verweinten Augen an der Straße steht? Weiß er davon oder denkt er mit dem französischen Grenadier: „Was schert mich Weib, was schert mich Kind? Laß sie betteln gehn, wenn sie hungrig sind?" Vor einigen Tagen kam eine Feldpostkarte hierher: „Liebe Frau! Schicke mir schnell die Photographie der Kinder, damit ich sie noch einmal sehe." Breitet sich über solch rührende Vaterliebe im Tode dunkelnachtendes Vergessen oder geht etwas davon mit in die Ewigkeit? Wir besitzen keine Generalstabskarten von der andern Welt, die über alles bis ins kleinste, über alle Wege und Stege Aufschluß geben. Wir wissen aber aus dem Evangelium, daß der reiche Prasser nach dem Tode um das Heil seiner Brüder auf Erden besorgt war und ihnen gern einen warnenden Boten geschickt hätte (Lk 16, 27 f). Wenn nun ein solcher Mann, der auf Erden keine Nächstenliebe kannte für den Bettler an seiner Haustüre, nach dem Tode fürsorglich an seine Hinterbliebenen denkt, dann dürfen gewiß auch unsere gefallenen Krieger, die für ihre Heimat Blut und Leben eingesetzt haben, ihre Lieben auf Erden in Gedanken besuchen. Die erdhaften Beziehungen, das aus dem Fleisch Geborene,

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

die gottfremden Geistesrichtungen, alles, was Staub vom Staube der Erde ist, wird mit dem Tode abgelegt; was dagegen schon auf Erden ein Lichtstrahl vom Lichte Gottes war, wie die reine Liebe eines Familienvaters, wird in der Ewigkeit nicht ausgelöscht. Darin liegt ein großer Trost: Die zu Gott heimgegangene Seele ist dir und deinem Leid nicht ganz entfremdet. Du kannst wie früher in trostlosen Stunden dich bei ihm ausweinen, in ratlosen Stunden dich mit ihm beraten. Der Tod ist kein gänzliches Vergessen und Vergessenwerden.

Tod, wo ist dein Stachel? Sterben ist kein ewiges Getrenntwerden. Es gibt ein Wiedersehen an einem helleren Tag. Die in der Gnade Gottes hinübergegangenen Seelen sehnen sich nicht mehr zurück nach diesem Leben. Sie haben im Lichte Gottes das Wertverhältnis des Diesseits und Jenseits erkannt und wollen, weil Gott nicht wollte, ihr Leben nicht um eine Elle verlängert haben. Sie warten aber dort auf uns und rufen uns zu: Kommt bald nach, und werden uns nach der kleinen Weile der paar Lebensjahre wiedererkennen, auch ohne Erkennungsmarke. Das ist nicht frommer Wunsch und nebelhafte Ahnung, das ist trostvolle Glaubensgewißheit.

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Tröstet einander im Namen des Heiligen Geistes!

Ein Volltreffer religiösen Trostes für alle, die um Tote trauern, ist die katholische Glaubenslehre von der Gemeinschaft der Erlösten. In dieser Gemeinschaft sind die Reiche der streitenden und leidenden und triumphierenden Kirche durch Brücken miteinander verbunden, und damit stehen uns, den Hinterbliebenen, die Postwege offen, den gefallenen Brüdern im Reinigungsorte die Liebesgabe des Fürbittgebetes nachzusenden und in seelischer Beziehung ihnen auch jetzt noch Samariterdienste zu erweisen. Darum sind wir den militärischen Behörden so dankbar, wenn die Todesanzeige möglichst bald nach dem Tode einläuft, damit der Sanitätsdienst unseres Fürbittgebetes möglichst bald in Tätigkeit treten kann.

Die klassische Stelle der Heiligen Schrift über das Fürbittgebet für die Toten — „es sei ein heiliger und heilsamer Gedanke, für die Toten zu beten" — steht gerade in einem Soldatenbuch der Heiligen Schrift mit Bezug auf gefallene Soldaten (2 Makk 12, 39—46). Als man in den Makkabäerkriegen nach einer blutigen Schlacht daran ging, die Leichen der

Erde zu übergeben, fand man in den Taschen der Gefallenen Wertsachen, die sie unerlaubterweise von der Kriegsbeute sich eingesteckt hatten. Mit rührender Nachsicht hat die Heilige Schrift die Soldaten wegen dieser Sünde nicht verdammt. Im Volke der Propheten lebte der Glaube, man dürfe für die Toten noch beten, man könne durch Sühneopfer ihre Sünden sühnen. Darum werden vielerorts die Totentafeln mit den Namen der nicht mehr heimgekehrten Soldaten in den Kirchen aufgehängt, damit im Hause des Gebetes das Memento für sie nicht vergessen werde. Denn „es ist recht und geziemend, der Brüder zu gedenken".

Nach dem hl. Thomas von Aquin (S. th. 2, 2, q. 124, a. 5) dürfen wir den Soldaten, die in Gottes Namen, weil es Gottes Wille war, für die Rechte des Vaterlandes ihr Leben geopfert haben, in gewissem Sinn die Siegespalme eines Märtyrers aufs Grab legen. Gar mancher hat vor dem Ausmarsch, durch den Ernst der Stunde und das Beispiel der Kameraden aufgerüttelt, in seinem religiös oder sittlich verwilderten Leben wieder Ordnung gemacht. Ich weiß von einem Mann, der seit Jahren vom Empfang der heiligen Sakramente ausgeschlossen werden mußte und jetzt, zu den Waffen eingerufen, in einem

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Brief an den Bischof von Speyer um Zulassung zu den Sakramenten bat mit den Worten: „Ich kann doch so nicht ins Feld gehen." Es ist meine Überzeugung: Viele werden im Feuer des Krieges geläutert und für die Ewigkeit gerettet, die im Frieden verloren gegangen wären. Wo der Tod so nahe ist wie im Gefecht, da ist Gottes Liebe noch näher, da geht der Heiland mit seiner Gnade durch die Schützenketten.

In einem Sinne freilich ist der Soldatentod kein Märtyrertod. Er wird nicht wie eine sakramentale Bluttaufe alle und jede Schuld abwaschen und nicht im Sturmlauf zum ewigen Lichte führen. Wir dürfen sicher hoffen, sie sind nicht ungerüstet gestorben. Aber, mein Gott, es gibt so viel Staub auf der Landstraße des Lebens, und es ist so schwer, den Schild ganz blank zu halten. Es bleibt noch mancher Rest von Schuld und Strafe, der im Feuer des Krieges nicht geläutert wurde und nun im Feuer des Reinigungsortes gesühnt werden muß. Denn vor dem Himmel steht eine Wache und fordert Ausweis und läßt nichts Unreines passieren (Offb 2, 27).

Man könnte das Fegfeuer das Heimatlazarett der streitenden Kirche nennen,

wo die armen Seelen, die vor dem ewigen Tod glücklich geretteten, nach dem Kriegsdienst des irdischen Lebens (Job 7, 1) unter dem Zeichen eines feuerroten Kreuzes von seelischen Wunden geheilt und zur Anschauung Gottes ertüchtigt werden. Sie können sich nicht selber helfen, sie sind auf fremde Hilfe angewiesen. Sie klagen über große Schmerzen, ihr Klagelied wird aber abgetönt durch siegesfreudige Gewißheit, daß ihr Heil gesichert ist, ähnlich wie auch auf dem Schlachtfeld das Stöhnen der Verwundeten und die Siegesfreude der andern durcheinander klingen. Die geistige Atmosphäre im Lazarett des Fegfeuers ist nicht trostlose Verzweiflung. Sie tragen ihre Leiden mit einem heldenhaften Leidenswillen tapfer und getrost, das Angesicht nach der Heimat, dem himmlischen Vaterland, gerichtet.

Tröstet euch, es wird viel für die verstorbenen Krieger gebetet. Weiß Gott, viel mehr als für die Toten in Friedenszeiten. Städte und Dörfer werden die Soldatengräber und Kriegerdenkmäler in Ehren halten, und viele werden, wenn sie an einem Soldatengrab vorbeigehen, wie an der Grabstätte eines Bruders, ein Kyrie eleison und ein Vaterunser sprechen. Auch an jenen Gräbern, in denen die Leichen

von ehemaligen Feinden einquartiert sind! Dem Toten gegenüber ist aller Kriegszorn ausgelöscht. Dort in den Kaisergräbern unseres Domes liegen auch zwei Tapfere friedlich nebeneinander, die in der Schlacht bei Göllheim mit gezogenem Schwert sich gegenüberstanden, Adolf von Nassau und Albrecht von Österreich.

Tröstet einander mit dieser trostreichen Glaubenslehre: Die geistige Verbindung mit den Toten ist nicht unterbrochen, wir können ihnen im Namen des Heiligen Geistes, des Geistes der Liebe, durch die heilige Messe und Kommunion, durch Almosen und Ablässe, durch Krankenpflege und Kriegsfürsorge und andere Werke der Liebe zu Hilfe kommen. Wir können ihr Grab in fremder Erde nicht mit Totenkränzen schmücken, wir können aber Rosenkränze und andere Liebesgaben auch aus der Ferne ihnen weihen. Sie haben uns die Grenzen des irdischen Vaterlandes gehütet, wir können ihnen die Tore des himmlischen Vaterlandes öffnen. Ihnen immer noch helfen können, ihnen treue Liebe erweisen können, ist uns ein reiner Trost.

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

9. Unser Memento für die Gefallenen.

Gott Vater im Himmel, unsterblicher Vater der sterblichen Menschenkinder, heute kommen wir zu Dir in tiefer Trauer um unsere gefallenen Brüder, die Du in Deinem unerforschlichen Ratschluß heimgerufen hast in der Mitte ihrer Tage. Durch die Wunden und den blutigen Tod Deines eingebornen Sohnes versöhnt, hast Du in Deinem unendlichen Erbarmen uns Kinder des Staubes als Deine Kinder angenommen und zum ewigen Leben berufen. Vater der Erbarmung, wir bitten Dich bei den Todeswunden Deines Sohnes, Du wollest den Opfern des Krieges ein gnädiger Richter und Belohner sein. Sie haben, ihrem Eide treu, den guten Kampf gekämpft, den Lauf vollendet, den Glauben bewahrt. Vater der Vergeltung, gib ihnen die Siegeskrone des ewigen Lebens! Du hast uns Dein Wort gegeben, Du wollest nicht den Tod des Sünders, sondern seine Bekehrung und sein Leben. Du bist ja ein Gott der Lebendigen und nicht der Toten, Du bist der König, dem alle leben. Du hast keine Freude daran, die Gebilde Deiner Hand zu verwerfen,

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

und in Deinem Hause, Vater, sind viele Wohnungen für Deine heimkehrenden Kinder.

Gott Sohn, Erlöser der Welt, Du hast mit Deinen Tränen am Grabe Deines Freundes die Trauer um die Toten geheiligt, mit Deinem wundenreichen Tod am Stamme des Kreuzes dem Tode den Stachel genommen, mit Deinem Sterbegebet im voraus alle Sterbenden in die Hände des Vaters empfohlen. Gekreuzigter Jesus, in Dein von der Lanze geöffnetes Herz empfehle ich besonders jene eine teure Seele, um die ich am meisten trauere. Barmherziger Heiland, verstoße meinen . . . nicht von Deinem Angesichte! Wasche seine Seele in Deinem Herzblut rein von allen Überresten irdischer Schuld und Sündenstrafe! Laß ihn, von allen Wunden heil, von allen Schmerzen erlöst, vom Tode zum Leben hinübergehen und in Deinem Reiche selig sein!

Barmherziger Heiland, gesalbt und gesandt, die verwundeten Herzen zu heilen, lohne ihm mit reichem Lohne, was er in seinem kurzen Erdenleben mir und all den Seinigen in treuer Sorge Gutes getan hat! Im Dienste seiner Pflicht hat er für das heilige Recht des Vaterlandes die Todeswunde empfangen, — guter Jesus, König der Herrlichkeit, ich bitte Dich

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

bei Deinen verklärten Wunden, gib ihm dort im himmlischen Vaterlande, wo kein Tod und keine Klage und kein Krieg mehr ist, ein Erbteil in jener auserwählten Heerschar bei den Gesegneten Deines Vaters, die ihre Siegespalmen am Throne des geopferten Lammes niederlegen!

Gott Sohn, Erlöser der Welt, Du hast mit Deinem Begräbnis das Grab geweiht und aus einer Kammer des Schreckens in eine Heimstätte der Hoffnung umgewandelt, laß Deine Engel an seinem fernen Grabe Wache stehen! Du bist mit Deiner Auferstehung aus dem Grabe als Besieger des Todes, als Erstgeborner der Entschlafenen, den Weg des Lebens zur allgemeinen Auferstehung uns vorausgegangen, laß uns dereinst mit ihm zu Deiner Rechten frohes Wiedersehen feiern, wenn Du wiederkommst, zu richten die Lebendigen und die Toten!

Gott Heiliger Geist, Du Geist des Trostes, suche mit Deiner Gnade die Hinterbliebenen heim in diesen Tagen der Trauer! Bewahre die Verwaisten vor den bösen Geistern der Verkümmerung und Verzweiflung, der Verdrossenheit und Verzagtheit! Befestige uns alle mehr und mehr in dem alles überwindenden

Glauben an die göttliche Vorsehung und in der tapferen Ergebung in den göttlichen Willen!

Gott Heiliger Geist, Du Geist der Stärke, Du hast uns in der Stunde der Firmung mit Deiner Kraft zum Kampfe gegen die Feinde des Heiles umgürtet und mit dem Helm des Heiles gerüstet, laß uns und unser ganzes Volk in dieser Stunde der Prüfung im Geiste des Opfers erstarken und als Helden des Leidens befunden werden!

Gott Heiliger Geist, Du Geist der Liebe, leite uns, in Deinem Geiste durch Werke der Nächstenliebe fremdes, noch größeres Leid zu lindern und darüber das eigene Leid zu vergessen! Leite uns, im Geiste jener Liebe, die mit dem Tode nicht aufhört, in unsern Opfern und Gebeten der Brüder zu gedenken, die uns vorangegangen sind im Zeichen des Glaubens und den Schlaf des Friedens schlafen!

Schmerzhafte Mutter unter dem Kreuze, Du hast die Todeswunden Deines sterbenden Sohnes in tiefster Seele mitempfunden und an jenem Schmerzensfreitag mit ihm Dein ganzes Glück ins Grab gelegt. Königin der Märtyrer, wende Deine mütterlichen Augen auf alle leidtragenden Mütter unseres Volkes und lehre sie an Deinem Bilde, in den Kar-

freitagstunden dieses Krieges standhaft und starkgemut unter dem Kreuze stehen! Trösterin der Betrübten, bitte Du am Throne Deines verklärten Sohnes für die armen Seelen, damit die Tage ihrer Trübsal abgekürzt und ihre Trauer bald in Freude verwandelt werde!

O Herr, gib unsern abgerufenen Brüdern die ewige Ruhe, und das ewige Licht leuchte ihnen bei Deinen Heiligen auf ewig, denn Du bist gut, und bei Dir ist Erbarmen und überreiche Erlösung! Wir bitten Dich, o Herr, gib ihnen und allen, die in Christus ruhen, die Heimat der Erquickung, des Lichtes und des Friedens! Mit himmlischem Tau betaue ihre Seelen Gott der Vater und der Sohn und der Heilige Geist! Amen.

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

10. Das Schwert auf der Wage des Evangeliums.

Als Sonderheft erschienen in „Glaube und Leben". München.

Die bewaffnete Völkerwanderung der Jahre 1914 und 1915 wird ein Stück alter Weltgeschichte zertrümmern und ein Stück neuer Weltgeschichte aufbauen. Wir werden uns nicht damit begnügen, gedankenlos im Tagebuch der Kriegschronik mitzublättern und dem äußeren Verlauf der wechselnden Kriegsereignisse flüchtige Blicke nachzuwerfen, so wie man im Kino die Lichtbilderfolge einer Parade am Auge vorbeiflimmern läßt. Wir werden die Kriegszeit tiefer miterleben und nach der Seele des Krieges fragen, die als unsichtbarer Generalstab den äußeren Gang der Ereignisse bestimmt und selber wieder von einer höheren Rechtsordnung bestimmt wird. Das Prinzip der Skrupellosigkeit ist kein deutsches Prinzip, und auch in Waffen fühlt sich unser Volk nicht jenseits von gut und bös. Die ewigen Gesetze der Wahrheit und Treue, der Gerechtigkeit und Menschlichkeit bleiben auch im Kriege das unbeugsame Richtmaß, an dem schließlich alle Schlachtenpläne und Schlachtentaten und Schlachtenberichte nachgemessen werden.

Die erste und oberste grundsätzliche Frage des Kriegsgewissens lautet: Ist der Krieg überhaupt erlaubt? Ist es vor Gott und der Weltgeschichte zu verantworten, daß Völker für ihre Streitfälle die Waffen entscheiden lassen, mag auch dabei die halbe Welt in Scherben gehen? Die Frage lautet nicht: Ist dieser oder jener Einzelkrieg gerecht? Die Londoner Nebelschwaden werden auf die Dauer die geschichtliche Wahrheit nicht verschleiern. Das deutsche Heer ist mit stahlblanken Schilden ausgezogen. Nach meiner Überzeugung wird dieser Feldzug in der Kriegsethik für uns das Schulbeispiel eines gerechten Krieges werden. Die Frage lautet auch nicht: Ist diese oder jene Einzeltat in der Art der Kriegsführung sittlich unanfechtbar? Wo die Entschlüsse so blitzschnell gefaßt und ausgeführt werden müssen, kann der Eifer der fiebernden Nerven auch einmal daneben hauen, kann in die Reihe der Kriegstaten sich auch einmal eine Untat einschleichen, ohne den Rechtscharakter des Krieges im ganzen umzustoßen.

Nun laden wir die Geister des Krieges vor den Richterstuhl des Evangeliums. Die Stiftungsurkunde des Christentums, das Grundbuch der christlichen Weltordnung, die frohe Botschaft des Erlösergottes, das Evan-

gelium als Offenbarungsurkunde in der Hand der Kirche, zugleich aber auch als Geschichts- und Rechtsurkunde, soll uns Rede und Antwort stehen, ob der Krieg an sich Recht oder Unrecht, Sinn oder Wahnsinn sei. Wer so tief in die Seele des Volkes schaut wie der Seelsorger, der weiß, wie vielen diese Frage auf der Seele lastet. „Die Hilfe" schrieb im Oktoberheft 1914 (S. 47): „Es gibt im neutestamentlichen Christentum keinen Ausdruck für den notwendigen, heiligen Kampf der Völker, von dem wir jetzt erfüllt sind, und für den Kriegstod." Und Klopstock, der als Sänger der Messiade gewiß einen tiefen Blick in das Buch der Bücher tat, nannte den Krieg „der untersten Hölle lautestes, schrecklichstes Hohngelächter". Ist das wahr? Hört an den masurischen Seen und vor Ypern, in den Karpathen und Argonnen wirklich alles Christentum auf? Bedeutet ein Krieg den Zusammenbruch der christlichen Weltordnung? Gibt es zwischen den beiden Größen Krieg und Evangelium einen friedlichen Ausgleich, oder drehen sie den Kopf nach entgegengesetzten Welten wie die beiden Adler im Doppeladlerwappen? Gibt das Evangelium dem Krieg einen Waffenpaß, vielleicht sogar einen Waffensegen, oder aber gibt der Krieg dem Evangelium den Laufpaß

und Scheidebrief? Kann man den beiden Herren dienen, oder muß man, um den einen zu lieben, den andern hassen? Wir wollen mit ehrlichen Gewichten das Recht des Krieges auf der Wage des göttlichen Offenbarungswortes abwägen und, ohne zu verkleistern, den Menschensohn, das leibhaftige Evangelium, geradeheraus fragen: Meister, wir wissen, daß du den Weg der Wahrheit lehrst und kein Ansehen der Person kennst, sage uns: Ist es erlaubt, dem Kaiser den Blutzoll zu zahlen?

Die normale und kulturschaffende Weltlage ist der Weltfriede. Der Krieg ist ein Ausnahmezustand, der von Zeit zu Zeit zur Entspannung der politischen Lage notwendig werden kann, aber immer nur als Mittel zum Frieden, und immer erst dann, wenn alle Versuche, eine Streitsache auf friedlichem Wege beizulegen, gescheitert sind, und der zuständigen höchsten Stelle kein anderes Mittel bleibt, ein Unrecht abzuwehren oder ein notwendiges Lebensrecht völkischen Daseins zu retten. Ein Volk darf nicht den Mutwillen haben, einen vermeidlichen Krieg vom Zaune zu brechen; es muß aber den Mut haben, einen unvermeidlichen Krieg auf sich zu nehmen.

Dieses Rechtsverhältnis zwischen Krieg und Frieden wird durch zwei einseitige Auffassungen

schief gestellt: durch den Martialismus zu gunsten des Krieges, durch den Sabbatismus zu gunsten des Friedens. Martialismus nenne ich die grundsätzliche Lust am Krieg, die martialische Auffassung, der Krieg sei die normale und gesunde Weltlage, und im Felde allein sei der Mann etwas wert. Sabbatismus nenne ich den Ruf nach dem ewigen Sabbat, die grundsätzliche Ablehnung eines jeden Krieges um jeden Preis, auch um den Einsatz unveräußerlicher Werte im Leben eines Volkes. Martialismus ist der Mutwille zu einem an sich vermeidlichen Krieg; Sabbatismus ist der Unmut auch gegenüber dem unvermeidlichen. Der Martialismus nimmt sich den Spruch des alten Heraklit ins Wappen, der Krieg sei der Vater aller Dinge; der Sabbatismus den Spruch des alten Vergil, im Kriege sei überhaupt kein Heil. Martialismus ist das, was unsere verflossenen Freunde jenseits des Kanals mit einem zugkräftigen Schlagwort unter falscher Flagge den deutschen Militarismus heißen.

Der Martialismus hat im Evangelium keinen Stützpunkt. Im Buche der frohen Heilsbotschaft weht ein anderer Geist als in den griechischen Heldenliedern oder im Buche über den gallischen Krieg. In einer Religionsurkunde,

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

die in ihrem innersten Wesen Offenbarung und Gesetzbuch der ewigen Liebe ist, werden wir umsonst nach Schlachtenpsalmen suchen. Eine Religionsurkunde, die dem altbiblischen Schwertlied, für Lamech werde siebzigmal siebenmal Rache genommen, mit Absicht das neue Gebot gegenüberstellt, dem Bruder siebzigmal siebenmal zu verzeihen (Gn 4, 24. Mt 18, 21 f), eine solche Religionsurkunde hat naturgemäß neben dem „Selig sind die Friedfertigen" (Mt 5, 9) keinen Raum für eine Seligpreisung des Krieges im martialischen Sinne. Die Heilsbotschaft der vorchristlichen Zeit hatte, zuletzt in den Makkabäerkriegen, das religiöse Heilsgut in den nationalen Rahmen eingestellt; das Evangelium hat die Heilsordnung über den nationalen Rahmen hinausgehoben, an Stelle des Herrn der Heerscharen Israels dem Welterlöser den Altar gebaut und das Gesetz der internationalen Bruderliebe verkündet. Eine solche Religion, die über alle Grenzpfähle hinaus die Völker wie Brüder im weltweiten Einfamilienhaus der Kirche sammelt und einem Jenseits ohne nationale Farbe entgegenführt, wird naturgemäß der Entzweiung der Völker kein Hosianna singen und die Gemeinschaftswerte der Menschheit stärker betonen als die Sonderwerte der einzelnen Völker. In

keinem Fall hat das Evangelium für die Kriegslust in martialischem Sinne einen Segen übrig.

Der Gruß des Evangeliums ist ein Gruß des Friedens. „Friede den Menschen auf Erden" (Lk 2, 14) lautete der Morgensegen des Heilandlebens, „Meinen Frieden hinterlasse ich euch" (Jo 14, 27) sein Abendsegen und letztwilliges Vermächtnis, „Der Friede sei mit euch" (Lk 24, 36. Jo 20, 21. 26) sein täglicher Gruß, „Haltet Frieden untereinander" (Mk 9, 49) sein väterliches Mahnwort, „Friede sei diesem Hause" (Mt 10, 12) die Amtsanweisung an seine Sendboten. Dieser Friedensgruß bezieht sich allerdings zunächst auf den religiösen Seelenfrieden, auf das seelische Wohlgeborgensein in Gottes Gnade und Gottes Armen, nicht auf den politischen Burgfrieden mit den Menschen, und ist als religiöses Gut schon in dem Fürwort „Meinen Frieden gebe ich euch" genugsam gekennzeichnet. Der Menschensohn kam gelegentlich auf staatspolitische Weisheit (Mt 12, 25. Lk 11, 17) und staatsbürgerliche Pflichten, im besondern die Pflicht der Kultusumlagen (Mt 17, 23—26) und Staatssteuer (Mt 22, 17. 21) zu sprechen, warnte gelegentlich vor dem Sauerteig einer verfehlten Politik (Mk 8, 15), grundsätzlich aber war seine

Sendung eine durchaus religiöse. Er war nicht gesandt, das Pulver zu erfinden und als ein neuer Makkabäer sein Volk in den heiligen Krieg zu führen oder sonstwie in das politische Gefüge der Staaten einzugreifen. Das Joch, das er seinen Jüngern auflegt, ist „sein" Joch, (Mt 11, 29 f), kein kaudinisches Joch politischer Unfreiheit. Das Evangelium, die Geschichte seines Lebens, grundsätzlich ein Katechismus des Himmelreiches, kein Lehrbuch staatspolitischer Weisheit, will mit seinem Friedensgruß zunächst nur den religiösen Frieden mit Gott verbürgen, der vom guten Willen jedes einzelnen abhängt, nicht aber den politischen Frieden, der vom bösen Willen des Nachbarn jederzeit gestört werden kann. Immerhin muß der religiöse Friede des guten Gewissens in dem Maße, als er die Seelen erobert, mit der Zeit auch auf das soziale und politische Leben der Völker zurückstrahlen. In keinem Fall ist die Mordwut des Martialismus mit dem Siegel des Evangeliums zu besiegeln.

Damit erledigt sich die einzige Stelle im Evangelium, die martialisch schwertfromm klingt: „Glaubt nur nicht, ich sei gekommen, den Frieden auf die Erde zu bringen. Ich bin gekommen, nicht um den Frieden zu bringen, son-

dern das Schwert" (Mt 10, 34. Lk 12, 51). Da das Schwert in der Bildersprache des Evangeliums Hieroglyphe für den Krieg ist, kam die Stelle in den Ruf, ein Evangelium des Krieges zu sein. Tatsächlich ist aber dort nicht von politischen Kriegen die Rede — in diesem Sinne hätte Christus der damaligen sehr schwertfrommen Welt den Krieg nicht erst bringen müssen. „Ich bin gekommen, nicht um den Frieden zu bringen, sondern das Schwert", will heißen: Mein Reich wird sich nicht mit spielender Leichtigkeit, in paradiesischer Ruhe einen Platz an der Sonne erobern, sondern nur unter beständigen Anfeindungen bis aufs Blut, unter säbelscharfen Gegensätzen (Mt 11, 12), die bis in die Familien hineinreichen und dort Doppellager schaffen (Lk 12, 52) und tief einschneidende Entzweiung. Vor der religiösen Überzeugung müssen die Rücksichten auf Fleisch und Blut zurücktreten, und eher als man dem Erlöser ins Gesicht hinein den Abschied gibt, muß man wie mit dem Schwert das Tischtuch am Familientisch zerschneiden und sich verstoßen lassen. Mit dem Schwert, das der Meister des Evangeliums bringt, sagt er demnach seinen Jüngern: Euere Losung sei nicht das tätige Anfeinden als Träger des Schwertes, euer Los ist das

duldende Angefeindetwerden als Märtyrer des Schwertes. Die Helden des Neuen Bundes, St Paulus voran, werden in der Kunst mit dem Schwerte abgebildet, nicht als Tathelden, sondern als Dulderhelden des Schwertes. Die martialische Lust am Kriege wird also auch hier im Evangelium abgelehnt.

Anderseits darf sich aber auch der Sabbatismus, die grundsätzliche Forderung „Die Waffen nieder", nicht auf das heilige Buch berufen. Es gibt im neutestamentlichen Christentum keinen Ausdruck gegen den notwendigen heiligen Kampf der Völker. Wir dürfen auch hier im Evangelium nur Evangelium suchen und nicht unsere Menschengedanken in die heiligen Rollen hineinlesen, statt Gottesgedanken aus ihnen herauszulesen. Dem heißblütigen Petrus, der bei der Gefangennahme am Ölberg kurzbesonnen das Schwert aus der Scheide reißt und dreinhaut, verweist der Meister diesen gewalttätigen Befreiungsversuch mit dem gemessenen Befehle: Laß das, Petrus, „stecke dein Schwert an seinen Ort! Denn alle, die das Schwert ergreifen, werden durch das Schwert umkommen" (Mt 26, 52). Auch dieser Armeebefehl an die Welt des Evangeliums will als religiöses Richtwort, nicht als militärisches Schwertverbot

im Sinne der Sabbatisten gefaßt werden. Der Befehl war an einen Papst, nicht an einen Kaiser gerichtet, und will die Ausbreitung oder Befreiung des Christentums mit Waffengewalt, nicht aber jeglichen Schwerthieb der staatlichen Obrigkeit verbieten. Die Obrigkeit trägt nicht umsonst das Schwert (Röm 13, 4), und nicht umsonst ist in der kirchlichen Königsweihe eine eigene Schwertweihe vorgesehen. Dagegen beweist die Geschichte der Religionskriege, daß alle, die das Schwert ergriffen, um damit dem Reiche Gottes die Wege zu bahnen, ihm tiefe Wunden schlugen.

Das Gewichtverhältnis zwischen Krieg und Frieden auf der Wage des Evangeliums steht also zu gunsten des Friedens. Damit aber, daß dem Frieden das relative Vorrecht zugesprochen wird, ist der Krieg noch nicht in absolutes Unrecht gesetzt. Sabbatisten, die auf Friedenskongressen ihrem an sich ehrwürdigen Friedenswerk einen religiösen Unterbau geben wollen, kommen leicht auf diesen Trugschluß. Es kann der Krieg um des Krieges willen abgelehnt werden, ohne daß damit der Krieg um des Friedens willen abgelehnt wird. Es kann der Friede ein Klang aus der Harfe des Himmels sein, ohne daß

damit jeder Krieg der untersten Hölle lautestes, schrecklichstes Hohngelächter wird. Wenn die beiden, Krieg und Friede, zur Audienz zum Lehrmeister des Evangeliums kämen, der Krieg bis an die Zähne in Eisen gepanzert, der Friede mit dem Ölzweig, der Meister würde gewiß den Frieden mit beiden Händen segnen. Würde er dem Kriege sagen: Du wilder Mann, ich habe keinen Segen mehr für dich? Würde er ihm fluchen, und auch dem gerechten Kriege, dem Kriege um des Friedens willen, jeglichen Rechtsausweis und Waffenpaß verweigern?

Die Frage nach dem Rechtscharakter des Krieges darf wie alle Rechtsfragen nicht mit dem Gefühl, nicht nach persönlichen Kriegswunden beantwortet werden. Wir gehen in Ehrfurcht an den Leidtragenden des Krieges vorüber und grüßen aus tiefer Seele das Heldentum unter dem schwarzen Schleier. Wir können persönlich wünschen, die Feuerpausen der Kriegsgeschichte möchten immer länger dauern, die Rufe nach einem internationalen Schiedsgericht in einer praktisch durchführbaren Form zur Sicherung des Völkerfriedens möchten mit Berta v. Suttner nicht begraben sein. Das Rechtsgewicht des Krieges darf aber nur in unparteiischer Abwägung der sachlichen Für- und Widergründe,

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

nicht nach persönlichem Leid und Mitleidempfinden abgewogen werden. Die Gerechtigkeit handhabt ihre Wage mit verbundenen Augen, um die Tränen und andern Gefühlsmomente nicht zu sehen. Es handelt sich hier darum, unser Gewissen, nicht aber unser Gefühl mit dem Kriege auszusöhnen.

Das Eingangskapitel des ersten Evangeliums enthält den messianischen Stammbaum, der in vielen seiner Namen eine Feldherrenhalle darstellt. Das Wiegenlied des Kindes von Bethlehem, an sich ein Hochgesang des Weltfriedens, hat zum Nachspiel den Kindermord, der wie blutiges Morgenrot dem Gotteskinde selber zum frühen Tode leuchtet. Während Imanuel zu Nazareth lebte im ersten Jahrzehnt seines Lebens, wurde die Schlacht im Teutoburger Wald geschlagen. In den Tagen seines öffentlichen Lebens fiel der Kopf seines Freundes und Vorpostens Johannes unter dem Henkerschwert (Mt 14, 10). Der Stundenlauf seiner nächtlichen Gebetswachen war auf die militärische Uhr eingestellt (Mk 6, 48), die er auch in der Gleichnisrede als Stundenzähler nahm (Lk 12, 38). Darauf, daß im Evangelium die Heerscharen der Engel nach militärischer Einteilung in Legionen sich gliedern (Mt 26, 53), ist schon deshalb kein Nachdruck

zu legen, weil auch die Dämonen behaupten, ihr Name sei Legion (Mk 5, 9). Das Thomaswort „Laßt uns gehen und mit ihm sterben" (Jo 11, 16) bleibt der schönste Fahneneid. Der Heliand, die erste Verdeutschung des Evangeliums im 9. Jahrhundert, religionsgeschichtlich und kunstgeschichtlich ein Nibelungenschatz unseres Volkes, hat für den kriegslustigen Leserkreis der Dichtung mit Vorliebe die soldatischen Züge des Evangeliums ausgemalt. Für unsere Rechtsfrage ist indes auf diese militärischen Zwischennoten des heiligen Buches kein Gewicht zu legen.

Gewichtiger ist, daß das Evangelium den Krieg als geschichtliche Tatsache des christlichen Zeitenlaufs auf der ganzen Entwicklungslinie von der ersten bis zur elften Stunde in Aussicht stellt. Das Wort von den Blutzeugen (Mt 24, 9) läßt schon für die apostolische Zeit blutige Tage ahnen, und für den Vorabend des Weltgerichtes werden in prophetischer Fernsicht je später je blutiger die furchtbarsten Völkerkriege angekündigt: „Ihr werdet von Kriegen hören und Kriegsbotschaften. Es wird Volk wider Volk sich erheben" (Mt 24, 6 f). Der Zusatz im Markusevangelium: „Solches muß geschehen" (Mt 13, 7), hat die Tatsache des Krieges

sogar als unabwendbares Angebinde der Weltgeschichte bezeichnet. Das Evangelium träumt trotz aller Vorliebe für den Frieden keinen weltfernen Friedenstraum und hat nicht einmal die Friedensgedichte der Propheten vom Umschmieden der Schwerter in Pflugscharen wiederholt. In seinem Lichte ist der Glaube an einen ewigen Weltfrieden ein Aberglaube. Die ewige Ruhe ist nur in der Herberge der Toten auf dem Campo santo zu Hause und in den Wonnegefilden derer, die in Gott überwunden haben. Einen Zusammenbruch der christlichen Weltordnung kann der Krieg also nicht bedeuten, da im Evangelium nur der Weltkirche, nicht dem Weltfrieden unverwüstlicher Bestand verbürgt wird. Ohne Frage hat das heilige Vierbuch den Krieg als geschichtliche Tatsache der christlichen Ära bejaht. Es fragt sich nur, ob es ihn auch als rechtliche Tatsache benotet.

Es treiben sich im Evangelium Militärpersonen herum, die dem Gottesreiche fernstehen wie Pontius Pilatus dem Credo. Man denke an die rohe Soldateska, die im Kasernenhof die Komödie der Dornenkrönung mit dem Herrn aufführt (Mt 27, 27—30), oder an die Söldnerwache unter dem Kreuze, die um die Kleider

des Sterbenden würfelt (27, 35 f), oder auch an die Grabwache, die um ein paar Silberlinge für eine dienstliche Falschmeldung sich kaufen läßt (28, 12—15). Von diesen Freibeutern abgesehen, ist der Wehrstand im Evangelium in ehrwürdigen, edlen Gestalten vertreten. Zu Johannes am Jordan kamen mit ehrlichem Heilswillen „auch Kriegsleute und sprachen: Was haben denn wir zu tun?" Und der strenge Mann verliest ihnen seine Kriegsartikel: „Verübt gegen niemand Erpressung und Unrecht und seid mit euerer Löhnung zufrieden!" (Lk 3, 14.) Den Hauptmann von Kapharnaum, eine hochedle Offiziersgestalt, durch und durch Militär, nennt Christus dem Sinne nach einen Glaubenshelden nach seinem Herzen und in feierlicher Sprache den Flügelmann, der den Anmarsch der Heidenwelt vom Aufgang und Niedergang zu den Toren des Gottesreiches eröffnet (Mt 8, 5—13; Lk 7, 1—10). Die ewig schöne Antwort dieses berühmtesten Kompagniechefs: „O Herr, ich bin nicht würdig, daß du eingehest unter mein Dach" hallt heute als liturgisches Kommuniongebet von allen Altären wieder. Derartige Auszeichnungen von Soldaten fallen um so schwerer ins Gewicht, als es sich um Ausländer im

römischen Waffenrock handelte, um die Besatzungstruppe, die von den Eingeborenen Palästinas mit ähnlichen Gefühlen betrachtet wurde, wie heute die deutsche Besatzung in Belgien. Ein weiteres grundehrliches Soldatenblut ist der Hauptmann unter dem Kreuze, der das Wachkommando im Henkerzug nach der Schädelstätte hatte und durch ehrliche Beobachtung der majestätischen Ruhe des Kreuzträgers, unbeirrt vom Gebell des Haufens, zum Glauben kam und den Mut hatte, ein öffentliches Glaubensbekenntnis abzulegen. Der Hauptmann bekannte: „Wahrhaftig, dieser Mensch war Gottes Sohn!" (Mk 15, 39; Lk 23, 47). Eigentlich war er kommandiert, den Tod und kläglichen Zusammenbruch des Jesus von Nazareth, des Königs der Juden, amtlich zu beurkunden, und statt dessen wird er ein Herold seines Reiches. Diese Männer trugen unter dem Waffenrock das hochzeitliche Kleid für das Reich Gottes.

Nun aber sind Kriegerstand und Krieg so notwendig und innig verbunden, daß das Evangelium unmöglich den einen segnen und dem andern fluchen, unmöglich dem einen die Tore zum Gottesreiche öffnen und dem andern den

Paß verweigern, unmöglich kriegerfreundlich und kriegsfeindlich sein kann. War der Krieg und damit auch der Kriegerstand in der Standesordnung des neuen Reiches ohne sittliches Daseinsrecht, dann mußte Johannes am Jordan den Soldaten auf ihre Frage, was sie als Soldaten zu tun hätten, statt des Mahnworts „Seid mit euerer Löhnung zufrieden" zu allererst ins Gewissen reden: „Es ist euch nicht erlaubt, dem Kaiser Heeresfolge zu leisten. Zieht eueren Waffenrock aus und geht Schafe hüten und Weinberge umgraben!" Und Christus hätte dem Offizier von Kapharnaum geradeheraus gesagt: „Mein lieber Hauptmann, wer die Hand an das Schwert legt, ist nicht tauglich für das Reich Gottes. Eher sammelt man Trauben von den Dornen und Feigen von den Disteln, als Gotteskinder aus dem Soldatenberuf." Christus konnte einen Vertreter des Kriegerstandes nicht selig preisen, wenn der Kriegerstand und damit der Krieg in seinen Augen in jedem Fall ein unbedingtes Unrecht war.

In den Waffenpaß des Krieges als einer Rechtstatsache im Bereiche der christlichen Weltordnung schreiben wir auch den kategorischen Imperativ des Gesalbten: „Gebt dem Kaiser,

was des Kaisers ist!" (Mt 22, 21; Mk 12, 17.) Das Heilandwort hat den Ton eines militärisch gemessenen Befehls und erging in einer Zeit, in der es mehr als heute des Kaisers war, Kriege zu erklären und zu führen. Es war eine harte Rede, weil sie sich auf einen Kaiser bezog, der ohne angestammte Herrscherrechte damals mit der Faust des Eroberers das Schwert auf den Nacken der Tochter Sion legte. In diesem mutigen und majestätischen „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist" liegt die ewige Richtlinie des staatsbürgerlichen Gewissens auch für den Opfergang auf die Gefilde des Todes, liegt der Ausdruck des neutestamentlichen Christentums für den notwendigen, heiligen Kampf der Völker. Das Gebot bezieht sich nicht allein auf die Steuerpflicht gegenüber dem Kaiser, so gewiß auch das kehrseitige Gebot „Gebt Gott, was Gottes ist" mehr als die Pflicht der Tempelsteuer umfaßt.

In den Gleichnisreden, deren Bilder im allgemeinen den friedlichen Berufskreisen der Landwirtschaft und des Hirtenlebens entnommen sind, kommt das Evangelium dreimal auf den Krieg zu sprechen, dreimal in einer Form, die dem Waffenpaß des Krieges das Siegel der Befürwortung aufdrückt. Das erste Mal (Lk 14, 31—32) wird die Zurüstung

für den Krieg, der Ausmarsch ins Feld, mit dem Gang in Gottes Reich in Vergleich gebracht. „Welcher König wird gegen einen andern zu Feld ziehen, um Krieg zu führen, ohne sich zuerst hinzusetzen und zu überlegen, ob er mit 10 000 Mann dem entgegenrücken kann, der mit 20 000 ihm entgegenkommt?" Der Sinn der Parabel ist: Wie die Könige den Krieg lange voraus überlegen und planvoll vorbereiten, so sollt auch ihr den wichtigsten Gang im Leben, den Gang in das Reich Gottes, gut vorbedenken und nicht planlos und blind überstürzen. War die Zurüstung für den Krieg und damit der Krieg im Urteil Jesu etwas in sich Unsittliches und Unrechtes, dann konnte die Rüstung für den Kriegsdienst nicht leicht als Vorbild für die durch und durch sittliche Pflicht des Gottesdienstes hingestellt werden. Für sich allein würde diese Parabel allerdings ein sittliches Werturteil über den Krieg im Lichte des Evangeliums nicht gestatten.

Im zweiten Fall (Mt 22, 2—7) wird der Krieg als Zuchtrute in der Hand Gottes bezeichnet. In der Gleichnisrolle eines Königs sandte Gott seine Boten aus, zum Hochzeitmahle seines Sohnes einzuladen. Von den Geladenen machten die einen leere Ausreden,

die andern vergriffen sich an den Boten des Königs und töteten sie. „Als der König das hörte, wurde er zornig und sandte seine Truppen aus, ließ jene Mordbuben zugrunde richten und ihre Stadt in Brand stecken." Im Sinne der Parabel erscheint hier der Krieg als Gottesgericht über die Frevler an der religiös-sittlichen Weltordnung und an heiligen Majestätsrechten. Ein Krieg, der die Mordtat von Serajewo sühnen will, ist im Lichte dieser Matthäusparabel als eine Rechtstat erwiesen.

In einer dritten Gleichnisrede erscheint Christus selber in der Uniform eines Kämpfers, und damit vollendet sich der Beweis für den Rechtscharakter des Krieges in der Welt des Evangeliums. In den messianischen Psalmen des Alten Bundes trägt der Gesandte des Heils wiederholt das Kostüm eines siegreichen Feldherrn, der in strahlender Waffenrüstung den Triumphwagen besteigt und mit scharfen Pfeilen nach dem Herzen seiner Feinde zielt (Ps 44, 4—6), von unterlegenen Königen sich huldigen läßt (Ps 71, 9—11) und feindliche Nationen zerschmettert (Ps 109, 6), oder er trägt das Kostüm eines Gerichtsherrn, der mit eisernem Zepter seine Herrscherrechte wahrt (Ps 2, 9; vgl. Offb 19, 15) und in der

Fülle seiner Kraft die Völker zerstampft wie der Keltertreter die Trauben in der Kufe (Is 63, 1—6). In der Literatur des Neuen Bundes hat der Gesalbte im allgemeinen den Heldennamen mit dem Heilandnamen, die Rolle des Feldherrn mit der Rolle des guten Hirten, die Rolle des Keltertreters mit der Rolle des barmherzigen Samariters vertauscht. Einmal aber wird auch noch im Evangelium in abgekürzter Gleichnisrede das Erlösungswerk als Kampf des Stärkeren mit dem Starken dargestellt: Bislang habe Satan der Starke als Fürst der Welt geschaltet und gewaltet, jetzt aber werde Christus der Stärkere „über ihn kommen und ihn überwinden, ihm seine ganze Waffenrüstung abnehmen und seine Beute verteilen" (Lk 11, 21—22; Mt 12, 29; Mk 3, 27). Auch als Gleichnisrede wäre diese Sprache eine Gotteslästerung, wenn das Kriegshandwerk in sich Unrecht wäre. Es wäre beispielsweise undenkbar, dem Erlöser die Rolle eines verlorenen Sohnes oder eines ungerechten Verwalters zuzuweisen. Ähnlich wie auch das Wort Gottes nie und nimmer mit einem zweischneidigen Schwert zu vergleichen wäre (Offb 19, 15), wenn das Kriegerschwert an sich mit dem Räuberdolch sittlich gleichwertig ist.

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Das Evangelium hat also tatsächlich dem Kriege einen Waffenpaß ausgestellt. Ein unbedingtes Unrecht des Krieges ist aus dem Buch der frohen Botschaft nicht zu erweisen — damit allein schon ist sein bedingtes Recht erwiesen. „Wer für den Krieg ein Ja und Amen hat, steht nicht mehr auf dem Boden des Evangeliums" — die so reden, kennen weder die Schrift noch die Kraft Gottes. Wir gehen noch einen Schritt weiter: Das Evangelium hat für den Krieg nicht nur einen Waffenpaß, es hat für ihn sogar einen Waffensegen.

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

11. Der Waffensegen des Menschensohnes.

Bei Valenciennes sagte mir neulich ein Offizier: „Im Schützengraben am Brustschild halten sie mit der rechten Hand das Gewehr schußbereit und links daneben haben sie das Evangelium liegen." Krieg und Evangelium — wir fragen nochmals: Sind diese beiden Größen unversöhnliche Gegensätze?

Gerade jene Texte des Evangeliums, die an der Oberfläche die Abrüstung und Entwaffnung der Heere zu fordern scheinen, sprechen in tieferer Auffassung einen Segen über die Waffen. Freilich nicht einen Waffensegen im landläufigen Sinn der Gasse. Ich stelle jenes Wort der Bergpredigt voran, das unsere Frage am schroffsten formuliert, und dessentwegen Mennoniten und andere Seitenläufer des Christentums mit Berufung auf das Evangelium den Kriegsdienst verweigern:

1. „Ihr habt den Ausspruch gehört: Auge um Auge, Zahn um Zahn. Ich aber sage euch: Ihr sollt dem Böswilligen nicht widerstehen! Vielmehr, hat dich einer auf die rechte Wange geschlagen, halte ihm auch die andere hin! Und will einer

mit dir Gerichtshändel anfangen und dir deinen Rock nehmen, laß ihm auch noch den Mantel dazu! Und zwingt dich einer zum Frondienst auf tausend Schritte, geh noch zwei weitere tausend mit ihm!" (Mt 5, 38—41). „Dem Böswilligen nicht widerstehen", heißt das, das Böse ohne jeden Widerstand Herr werden lassen? „Die andere Wange hinhalten", heißt das, gutmütig von rechts und links sich beohrfeigen und alle Schmach und alles Unrecht sich bieten lassen und in allen Rechtsfragen nachgeben, ohne mit der Wimper zu zucken? „Will dir einer den Rock nehmen, laß ihm auch noch den Mantel dazu", heißt das: wollen sie euch Elsaß nehmen, gebt ihnen Lothringen noch dazu, und wollen sie Ostpreußen, gebt ihnen Westpreußen noch dazu?

Man darf nicht mit dem Buchstaben der Bibel den Geist der Bibel totschlagen. In der gleichen Bergpredigt ging unmittelbar das Wort voraus (5, 33—37): „Ihr sollt überhaupt nicht schwören —" für den Sklaven des Buchstabens wäre also auch der Eid im Evangelium verboten. Im gleichen Zusammenhang folgt das Wort: Beim Almosengeben soll deine Linke nicht wissen, was deine Rechte tut (6, 2—4) — es wären also auch alle öffentlichen Sammlungen verboten. In der gleichen Berg-

predigt steht das Wort: Wenn du betest, bete im Verborgenen in deiner Kammer bei verschlossener Türe (6, 5—6) — es wäre also für die Mennoniten auch der gemeinsame Gottesdienst verboten. Steht das Wort: „Sorgt nicht für den morgigen Tag" (6, 34) — es wäre also auch jede vorsorgende Maßnahme über Brotverbrauch und jede vernünftige Hauswirtschaft verboten. Steht das Wort: „Du sollst nicht töten" (5, 21) — es hätte also jene Bedienungsmannschaft eines Zweiundvierzigers nicht nur im Scherz auf das Rohr des Mörsers schreiben dürfen: Berta, du sollst nicht töten! Der beste Kommentar der Bergpredigt ist jedenfalls Christus selber. Er aber hat den Hausknecht, der ihm vor dem Hohen Rate den Faustschlag ins Gesicht gab, laut zur Rede gestellt und erst Beweise verlangt, ohne ihm die andere Wange hinzuhalten (Jo 18, 22—23). Das Evangelium im ganzen ist die frohe Botschaft vom Triumph des Guten; eine einzelne Stelle kann also unmöglich den Sinn haben: Laßt das Böse ohne Widerstand in den Himmel wachsen! Man darf nicht mit dem Buchstaben der Bibel den Geist der Bibel totschlagen.

Mit dem obigen Texte wird zunächst die alttestamentliche privatrechtliche Blutrache und

deren Rechtsformel „Auge um Auge, Zahn um Zahn" außer Kraft gesetzt. War es in der Absicht des Gesalbten gelegen, auch den Krieg als Unrecht im neuen Reiche zu bezeichnen, dann wäre das wohl in diesem Zusammenhang mit einem souveränen „Ich aber sage euch" zum Ausdruck gekommen: „Die Alten frohlockten, die Schlachten des Herrn zu schlagen. Ich aber sage euch: Krieg dem Kriege, und: Nieder mit den Waffen!" Das Stillschweigen Jesu über den Krieg, der damals weit mehr als die Blutrache Rechtskraft hatte, ist eher als stillschweigende Duldung des Krieges zu deuten.

Das Wort vom Nichtwiderstehen und Hinhalten der andern Wange ist überhaupt keine sozialrechtliche Richtlinie. Der einzelne kann aus höheren Beweggründen der Aszese auf sein privates Recht verzichten und seinen Mantel verschenken — die christliche Sittenlehre hat auch der höchsten Selbstentäußerung und Aszese in der Form des Rates die Höhenwege gewiesen. Die staatliche Obrigkeit dagegen hat es nicht in der Hand, mir nichts dir nichts heilige Rechte des Volkes und des Landes ohne Schwertstreich zu opfern. Auf persönliche Rechte verzichten, kann vollkommen sein; den Rock eines andern, das Recht seiner Volks-

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

genossen verschenken, wäre Unrecht; öffentliche Rechte des Vaterlandes opfern, wäre Verrat.

Für tiefer Grabende, die innerlich mit dem Problem Krieg und Christentum ringen, läßt sich dieser Beweisgang auf folgenden Einheitsgedanken einstellen: Ein Grundgesetz in der Naturordnung der Schöpfung ist das Gesetz der Lebensbehauptung und Lebensentwicklung, als Naturwille Gottes bekundet im Selbsterhaltungstrieb, als Offenbarungswille Gottes beurkundet im Gebot, zu wachsen und die Erde sich untertan zu machen (Gen 1, 28). Die ganze Erde — das Gesetz wendet sich also an größere Menschenverbände, nicht bloß an die einzelnen Lebewesen. Diese Lebensentwicklung vollzieht sich zum Teil in friedlichem Neben- und Miteinander, zum Teil auch in feindlichem Gegeneinander. In der Gnadenordnung des Evangeliums ist das Gesetz der Lebensbehauptung nicht aufgehoben, sondern erfüllt, in vollerem Sinn bestätigt, auf eigenartig neue Weise vertieft. Für das einzelne Menschenkind, dessen Sterben in der Gnade Gottes der Übergang zu einem besseren ewigen Jenseitsleben ist, kann der Wille zum Leben sich als opferfreudige Lebenshingabe betätigen im Glauben an das Wort des Evangeliums: Das Weizenkorn, das in die Erde fällt und stirbt,

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

wird viel herrlicher auferstehen (Jo 12, 24 f). Im Hinhalten der Wange und in anderer Selbstentäußerung bis zum Äußersten kann sich die höchste Selbstbehauptung, der höchste Lebenswille auswirken. An der heiligen Flamme dieses Glaubens mag dann auch der vaterländische Opferwille seine Fackeln anzünden zur Lebenshingabe — im Dienste des Lebens. Für die Völker dagegen, die als Völker nur ein Diesseitsleben führen, schließt das Gesetz der Lebensbehauptung die Pflicht der Notwehr gegen alle Schädlinge des gesunden Diesseitslebens in sich. Für die Völker, die nur ein Diesseitsleben führen, wäre die Preisgabe notwendiger Lebensrechte Selbstmord, und der ist im fünften Gebote und im Evangelium (Mt 15, 19) verboten. Damit ist auch erklärt, warum die Literatur des Alten Bundes, in dessen Güterordnung die Diesseitswerte weit mehr betont werden als in der Güterfolge des Vaterunser, der Krieg um diese Güter mit einem viel lauteren Hosianna begrüßt wird als im Evangelium. Nach dem Gesagten besiegelt also das gleiche Lebensgesetz auch für die Tage des Evangeliums einerseits den Völkern das Recht der bewaffneten Notwehr, da jedes Recht auch das Recht in sich schließt, das Recht zu verteidigen, und ander-

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

seits segnet es den Opferwillen der einzelnen im Dienste des Ganzen bis zur Hingabe des Lebens. Gerade in dem Texte, der als schwerstes Geschütz gegen das Recht des Krieges aufgefahren wird, liegt also in tieferer Auffassung ein indirekter Waffensegen.

2. Des weiteren wird das Wort vom Kreuz und von der Nachfolge des Gekreuzigten, das eigentliche Feldgeschrei des Evangeliums, als eine Verfemung des Schwertes empfunden. „Wer mir nachfolgen will, verleugne sich selbst, nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach" (Mt 16, 24). Ist nicht das Kreuz die Schlachtbank wehrlosen Duldens mit angenagelten Händen und Füßen, der Krieg dagegen ein Kommando zum tatkräftigen Vorwärtsstürmen? Steht nicht der Krieg im Zeichen von Löwe und Adler, das Evangelium dagegen im Zeichen des geopferten Lammes und der sanften Taube? In der Tat sieht das Evangelium alles Heil aus dem Kreuze geboren, wie Heraklit alles Heil aus dem Kriege. Sein Kreuz auf sich nehmen heißt aber nicht, vor allen Widersprüchen und Schwierigkeiten zu Kreuz kriechen und wortlos sich zur Schlachtbank führen lassen. Das Kreuz ist die Kaiserstandarte weltüberwindender Gotteskraft und

sittlicher Heldenkraft. Schon die Reden Jesu atmeten die zielklare Entschlossenheit eines Marschalls Gradaus, und manche seiner kurzen Befehle — „Laß die Toten ihre Toten begraben" (Mt 8, 22), „Wer nicht für mich ist, ist wider mich" (12, 30) — klingen scharf wie ein Schwerthieb. Das mosaische Kriegsrecht hatte jene, die eben geheiratet oder ein Gut zu bewirtschaften begonnen hatten, im Kriegsfall dienstfrei gestellt (Dt 20, 8); der König des Evangeliums dagegen läßt beim Aufruf zu seiner geistigen Heeresfolge die Ausreden, man habe eine Frau genommen oder ein Landgut gekauft (Lk 14, 18—20), nicht mehr gelten. Die Wunder des Gesalbten heilten Lahmheit (Mt 9, 6; 21, 24) und machten, in jeder Hinsicht ein Aufruf zur Tat, sogar Tote mobil. So war auch sein Gang zum Kreuz, unter der tapfern Losung „Auf, laßt uns gehen" (Mt 26, 46), der größte Heldengang, sein Tod am Kreuz die größte Heldentat der Weltgeschichte. Das Kreuz ist nicht eine Schlachtbank der Ohnmacht und des Unterlegenseins, das Kreuz ist das Denkmal des unendlichen Sieges und jener Tatkraft, die mit einem herzhaften „Auf, laßt uns gehen" auch die schwersten Aufgaben anpackt, und ginge es um Blut und Leben. Der sterbende Gallier auf dem

Schild ein Bild gebrochener Lebenskraft, Christus am Kreuz das Evangelium ungebrochener Siegeszuversicht und sittlicher Heldengröße. Mit Recht ist im Eisernen Kreuze das Kreuz Sinnbild todesmutiger Heldenart geworden. Unter diesem Gesichtspunkt wird gerade das Wort vom Kreuz ein Waffensegen, weil es die Bedeutung der sittlichen Kraft, die mit den physischen Kraftleistungen Schritt halten muß, und sogar das Übergewicht der geistig-sittlichen Kräfte offenbart. Die Missionsgeschichte des Evangeliums, dessen Sendboten nur die Waffen des Himmels, keinerlei militärische Machtmittel zu Gebote standen, hat die Sieghaftigkeit der sittlichen Kräfte und ihre Überlegenheit gegen Waffen von Stahl und Eisen bewiesen. Ohne diese Einsicht würde den Helden des Leidens, deren im Kriege nicht weniger sind als der Helden der Tat, die Heldenkraft fehlen. Ohne diese Einsicht würde der Waffensieg gar nicht zum Heile werden, und darum ist diese Einsicht ein Waffensegen.

3. Ein drittes Wort, das wie ein geharnischter Einspruch gegen den Krieg klingt, ist das Gebot der Feindesliebe. „Ich aber sage euch: Liebet eure Feinde! Tut Gutes denen, die euch hassen! Segnet die, die euch

fluchen, und betet für die, die euch verleumden!" (Lk 6, 27 f.) Müssen die Jünger eines solchen Evangeliums nicht ihre Gewehre entladen und, Gewehr bei Fuß, sich begnügen, Schußgebete ins Feindesland zu schicken? Gibt es da noch einen Reim zwischen Schlachtenpsalm und Evangelium?

Das Gebot der Feindesliebe ist auch im Kriege nicht aufgehoben. Der Haß, der ohne Not und Zweck das Privateigentum der Feinde schädigt oder blind gegen Wehrlose und Zivilpersonen wütet, ist kein Feuer vom Altar des Evangeliums. Der Haß macht die Seele ärmer und legt sich nach dem Goethewort wie ein Grabstein auf die Seele. Mit einem Fluch auf den Lippen sollen unsere Feldgrauen nicht sterben. Die Zeit der Fluchpsalmen ist mit dem Evangelium endgültig vorüber. Die reinere, reichere, stärkere Kraft ist die Liebe, die Liebe zu König und Vaterland und Heimat. Das ist eine Pflanzung, die der Vater im Himmel gepflanzt hat. Spottkarten, Grußformeln des Hasses und andere hölzerne Kinderfäbel sind nicht im Geiste des Evangeliums. Lassen wir die Liebe, nicht den Haß die Seele des Krieges sein!

Das Gebot der Feindesliebe ist im Kriege nicht aufgehoben, bleibt aber auch im Kriege

als Teilgebot in die religiös-sittliche Gesamtordnung des Evangeliums eingeordnet und darin dem Gebote der vernünftigen Selbstliebe und Freundesliebe untergeordnet. Die biblischen Einzelgebote sind nicht mehr verpflichtend, wenn ihre Beobachtung in die sittliche Gesamtordnung eine Bresche legen würde statt sie mit auszubauen. Das Almosen ist nicht mehr biblisches Gebot, wenn es die Faulheit und Frechheit züchtet. So ist auch die Feindesliebe nicht mehr Gebot, wenn ihre Beobachtung dem eigenen Heimatlande zum Schaden wäre. Christus hat mit seinem neuen Gesetz der Feindesliebe das alte Gesetz der geordneten Selbstliebe und Freundesliebe nicht außer Kraft gesetzt. Er hat wohl den Donnersöhnen verwehrt, Feuer vom Himmel zu rufen (Lk 9, 54), und hat für seine Feinde gebetet. Er hat aber auch, vom Eifer für das Haus seines Vaters verzehrt, dreingehauen und die Frevler zum Tempel hinausgejagt, als höhere Güter im Hause seines Vaters zu verteidigen waren (Mt 21, 12; beſ. Jo 2, 14—17). Das Gebot lautet: Liebet euere Feinde! Es lautet nicht: Liebet euere Feinde mehr als euch selbst und euere Freunde, die Fremde mehr als die Heimat, das Ausland mehr als das Vaterland! In der Rangordnung

der Liebe hat das Heimatland den Vorrang vor dem Ausland.

Aber auch in dieser Unterordnung hat das Gebot der Feindesliebe auf die Art der Kriegführung einen segensreichen Einfluß ausgeübt und namentlich das Los der Verwundeten und Gefangenen gemildert. Für die Gefangenen gilt der Befehl: Militärische Sicherung und Würde; Lorbeeren der Heldenhaftigkeit sind aber gegenüber dem Wehrlosen nicht zu holen. Die Genfer Konvention, die am 22. August 1914, in den ersten Schlachttagen des Weltkrieges, unter Bomben und Granaten ihr goldenes Jubiläum feierte, enthält im Grunde nur Ausführungsbestimmungen zum biblischen Gebot der Nächsten- und Feindesliebe. Man denke an Achilles, der die Leiche seines Feindes Hektor an seinem Wagen um die Mauern von Troja schleift, an die Assyrer, die ihre überzähligen Kriegsgefangenen wie Garben nebeneinanderlegen und reihenweise mit dem eisernen Sichelwagen zerschneiden, und dann an unsere Brüder im Felde, die an einem französischen Massengrab den Helm abnehmen und ein Vaterunser beten, und man hat im Kleinbild den Unterschied zwischen altheidnischer und heutiger Kriegführung. Die

neutestamentliche Botschaft der Liebe hat dem Krieg viel von seinem Stachel genommen, viel von seinem Haß gekühlt.

Gerade jene Stellen also, die einen Bannfluch über die Waffen zu sprechen und den Völkern Speere und Gewehre aus der Hand zu schlagen scheinen, enthalten in tieferer Auffassung einen Waffensegen.

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

12. Die Ernte auf dem Blutacker.

Die grausame Wirklichkeit des Krieges soll nicht verschleiert werden. Er ist und bleibt ein Teil von jener Saat, die der böse Feind im Schatten der Nacht unter den Weizen gesät hat (Mt 13, 25) — ein Blutacker, auf dem kostbares Menschenblut kübelweise wie Wasser ausgegossen wird — eine Schädelstätte, mit deren Totenschädeln man eine Pyramide bauen könnte — ein Lazarushaus, wo viel Volkskraft verkrüppelt liegt — ein Leichenfeld, wo unfaßbar viel Familienglück und Familienhoffnungen eingegraben werden — ein Scherbenhügel, wo ungezählte Vermögenswerte verpulvert, ungezählte Kulturwerte der Wissenschaft, Kunst und Technik in Scherben geschlagen werden. Die Schlachtenmaler mögen ihn noch so grauenhaft malen, ihr Bild bleibt hinter dem Grausen der Wirklichkeit zurück, so weit, wie eine gemalte Kanone hinter einer wirklichen zurückbleibt. Der Krieg ist nicht das allergrößte Übel. Ein noch größeres Fragezeichen geistert über den Trümmern von Avezzano; denn im Erdbeben kommt der Tod wie der Dieb in der Nacht, und die zehntausend dort lebendig Begrabenen waren nicht von der

gleichen Begeisterung getragen wie unsere Truppen beim Marsch über die Grenze. Ein größeres Übel als der Krieg ist auch der Scheinfriede; denn an einem langen Scheinfrieden können die Völker sich auch verbluten, und nach dem Evangelium ist es besser, der Wolf kommt im Wolfspelz als im Lammfell eines scheinfriedlichen Nachbarn. Der Krieg ist nicht das allergrößte Übel, er ist und bleibt aber eines von jenen großen Ärgernissen, deren Urheber mit einem Mühlstein um den Hals auf hoher See ertränkt werden müßte; er bleibt eine dunkle Wetterwolke, die die Sonne untergehen läßt über Gute und Böse und hageln läßt über Schuldige und Unschuldige.

Ein Licht in diesem Dunkel ist der Vorsehungsglaube des Evangeliums. Wir wissen heute noch nicht im einzelnen, was für Pläne der göttlichen Weltregierung mit dem Kriege in geschichtliches Dasein treten — der Weltherr breitet seinen Weltplan ebensowenig auf der Gasse aus wie ein rechter Feldherr seinen Feldplan. Wir wissen aber heute schon, daß die Laufgräben auch der kriegsgeschichtlichen Entwicklung nach den weisen Plänen einer höheren Weltregierung, nicht nach den närrischen Launen des blinden Zufalls angelegt sind. Ohne

den Willen des Vaters fällt auch nicht ein Sperling vom Dache (Mt 10, 29), und Gottes Mühlen stehen auch im Kriege nicht stille. Mag sein, daß da und dort den Kleingläubigen Verstand und Glaube vor den Rätseln des Krieges stille stehen; den tiefer Suchenden und besonders den Leidtragenden wird gerade aus dem Vorsehungsglauben der neutestamentlichen Heilsbotschaft tieferes Verständnis für die Rätsel des Krieges und reichere Tragkraft für seine Lasten erwachsen. Ein Landwehrmann hat mir treuherzig geschrieben: „Schicken Sie mir die Litanei von der göttlichen Vorsehung!" Der gute Mann wußte, was für einen Halt der Glaube an die Vorsehung bietet.

Für den Vorsehungsgläubigen ist der Krieg eine Pflugschar in der Hand Gottes, die in tiefen Furchen viel Brachfeld aufreißt, viel Unkraut umackert, den Boden für gute Saat bereitet und Neuland pflügt, auch wenn dabei Grenzsteine mitumgeackert werden. Es wäre einseitig, nur von der Distel- und Unkrauternte des Krieges zu reden. Auch der Weizen des Evangeliums blüht auf den blutgetränkten Feldern. Man denkt an jenen Acker im Evangelium, worauf Unkraut und guter Weizen nebeneinander wachsen. Sogar

solche, die sich im Frieden ihr Vertrauen auf den gesunden Kern unserer Männer nicht ausreden ließen, sind erstaunt, was für herzhafte Frömmigkeit die große Stunde und die große Gnade in diesem Feldzug aus der deutschen Männerwelt herausgeholt hat. Das Vaterunser, das Königsgebet des Evangeliums, ist neu zu Ehren gekommen, und das De profundis aus den Schützengräben hat das neuerwachte Zutrauen zur Kraftquelle des Gebetes bestätigt. Es ist also nicht gegangen wie bei jenem Kinde, das über dem Tischgebet sein Brüderchen unartig sieht und mitten im Beten eine Pause macht: „Lieber Gott, entschuldige, ich muß erst mein Brüderchen durchhauen." Das rauhe Leben an der Front hat keine Gebetspausen gebracht. Der Ruf nach kleinkalibriger religiöser Literatur ist nicht verstummt, und das heilige Evangelium wurde in verschiedenen prächtigen Taschenausgaben zu Hunderttausenden von Drucken den katholischen Soldaten ins Feld geschickt. Viele haben in ihrem ganzen Leben noch nicht so viel im Evangelium gelesen wie jetzt im Krieg.

Ich habe wiederholt Gelegenheit gehabt, mit einem Ausweis des bayrischen Feldpropstes, Eminenz von Bettinger, vor bayrischen Truppen im Felde Gottesdienst zu halten und die

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

Kraft aus der Höhe in den vordersten Feuerzonen wirksam zu sehen. Es liegt ein heiliger Ernst auf den Gesichtern unserer Brüder im feldgrauen Rock, es leuchtet ihnen aber auch eine ungebrochene Zuversicht aus den Augen. In den Kriegslazaretten werden mitten unter unsern Soldaten von deutschen Ärzten französische Kinder mitgepflegt, die von französischen Fliegerbomben verletzt wurden. In den zu Trümmern geschossenen Dörfern haben deutsche Offiziere den wenigen zurückgebliebenen Einwohnern ein neues Obdach verschafft. Auf einem vorgeschobenen Posten an der Maaslinie haben die deutschen „Barbaren" das kunstwertvolle Marienbild an einer Kirchenmauer, das nicht herauszunehmen war, mit Sandsäcken gegen feindliche Granaten eingebaut. Mit einer ergreifenden Pietät werden die Gräber gepflegt, wie es schöner auch auf dem heimatlichen Friedhof nicht sein könnte. Über allen Einzelbeobachtungen aber haben zwei Dinge mich in tiefer Seele gepackt: die geistige Arbeit, die Tag und Nacht in den Feldherrenzelten geleistet und in den amtlichen Berichten niemals erwähnt wird, und der religiöse Ernst unserer Brüder im Leben und Sterben. Die deutsche Kriegskunst betet. Der Heilswille der Soldaten vor dem

Jordanprediger, das demutvolle Kommuniongebet des Hauptmanns von Kapharnaum, das mutvolle Glaubensbekenntnis des Hauptmanns unter dem Kreuze haben wie in den Tagen des Evangeliums die Sprache wieder gefunden. Der Spaten hat manches im Frieden vergrabene Glaubenstalent wieder ausgegraben. Von einem bayrischen Offizier wird das Wort weitererzählt: „Wir haben es nicht leicht, aber wir haben doch zwei große Freuden, die Heimatpost und unsern Feldgottesdienst." Und ein verwundeter Leutnant spricht im Lazarett seine seelische Wandlung offen aus: „Ich bin zweimal getauft worden. Einmal in der Kirche. Das Christentum aber, das ich dort empfing, war längst verloren gegangen. Das zweite Mal im Feuer der Schlacht. Das Christentum, das ich da wiedergewonnen, soll niemand mehr meinem Herzen entreißen." Dieses religiöse Erwachen ist gewiß eine köstliche Frucht des Krieges im Geiste des Evangeliums.

Der Unglaube hat die Feuerprobe der blutigen Zeit nicht bestanden. Die schwerste Niederlage in diesem Weltkrieg ist der Kreditverlust des Atheismus und der andern fremden Götter von ähnlichem Kaliber. Es ist eben nicht genug, dem Volke immer nur

vorzureden, was es nicht glauben soll. Ein gesundes Volk läßt sich auf die Dauer mit rein negativen Größen nicht abspeisen und verlangt besonders in der Stunde der Not nach einem Gott, der helfen kann. Mit Platzpatronen kann man in Friedenszeiten Manöver machen, aber keinen Krieg bestehen. Man hat über die Kriegsandacht des Volkes als bloße Kriegsangst gespöttelt und wird es vermutlich nach dem Kriege wieder tun. Was unser Volk in der Kriegsnot zahlreicher als sonst vor die Altäre Gottes führte, war die Überzeugung, daß von den Göttern des Unglaubens nichts zu hoffen ist. Darum hat das Volk über diese Götter, die einen Mund, aber kein Trostwort, eine Hand, aber keine aufrichtende Kraft haben, ein Scherbengericht gehalten, von dem sie sich nicht so bald wieder erholen sollen. Unser Volk hat das schöne Wort aus dem Koran, der Bibel des Islam, tiefer erkannt: Erbleichende Sterne können meine Götter nicht sein.

Für die berufsmäßige, geordnete Zuleitung der religiösen Kraftquellen, für die Truppenseelsorge in Feld und Lazarett wurden, dank dem Zusammenarbeiten der staatlichen und kirchlichen Stellen, in diesem Kriege mehr Seelsorgskräfte als früher mobil gemacht. Das bis-

her Geschehene rechtfertigt unser Vertrauen auch auf ein weiteres wohlwollendes Entgegenkommen der höchsten staatlichen Stellen. Durch persönliche Beobachtung, aus Soldatenbriefen und Berichten haben wir für den Bereich der bayrischen Truppen die Überzeugung gewonnen: Unsere Feldgeistlichen haben mit einem wahrhaft apostolischen Eifer, der die Todesgefahr im Felde und die Ansteckungsgefahr in den Lazaretten nicht fürchtete, eine ausgedehnte, heilbringende Wirksamkeit entfaltet, und dafür sei vor allem dem Feldpropst der bayrischen Armee, dem Herrn Kardinal-Erzbischof von Bettinger, im Namen der Familien unserer Soldaten ehrerbietiger Dank ausgesprochen. Wie für das religiöse Leben in München wird das gottgesegnete Organisationstalent Seiner Eminenz auch für die bayrische Militärseelsorge auf ein Jahrhundert hinaus die Meilensteine setzen.

Aus meiner eigenen Militärzeit lebt mir noch in der Erinnerung die Antwort, die uns unser Hauptmann auf den Glückwunsch der Kompagnie zu seinem silbernen Dienstjubiläum gab: „Die Hauptsache habt ihr vergessen. Ihr hättet mir wünschen sollen, daß ich meine Kompagnie noch einmal ins Feld führe. Wir verfaulen ja in der Kaserne." Das war vor 26 Jahren.

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Das Wort vom Verfaulen im Frieden darf nicht martialisch übertrieben werden. Zum Teil ist aber der Krieg tatsächlich, mindestens in seinem Anfang, auch in sittlicher Beziehung ein Aufwecker aus dem Tangorausch der letzten Friedensjahre und für viele ein Hahnenschrei entschiedener Umkehr geworden. Nicht für alle kam das Erwachen, manche haben den Schlaf des Ungerechten weitergeschlafen, und noch viel weniger werden alle Erwachten wach bleiben. Es wäre auch nicht im Geiste des Evangeliums, immer nur in den feindlichen Augen die Splitter zu suchen, als ob es jetzt in unserem Volke keine unordentlichen und im feindlichen Volke keine ordentlichen Menschen mehr gebe. Eisenpillen bringen Bluterneuerung, aber nur, wenn die Blutarmut oder Blutvergiftung nicht schon zu weit vorgeschritten ist. Der Aufmarsch ohne Alkohol, die Rückkehr zum einfacheren Küchenzettel, die Wiedergeburt der altgermanischen Abhärtung, die ins Riesenhafte gesteigerten Strapazen im Felde werden zum mindesten in der Lebensführung des jetztlebenden Geschlechtes heilsam nachwirken. Freilich wären mit eiserner Strenge von unsern Truppen jene Dalilagestalten fernzuhalten, in deren Fanggarn deutsche Männer, und wären es Helden wie

Samson, zu Verrätern des Geheimnisses deutscher Kraft werden und den sieghaften Ehrenschild unseres Volkes dem Spott der Besiegten preisgeben. Solcher Raub an der Wehrkraft unseres Volkes schreit nach dem Richtschwert des Evangeliums: „Wenn deine Hand oder dein Fuß dir Ärgernis gibt, haue sie ab und wirf sie von dir!" (Mt 18, 9. Mk 9, 42.) Die Welt kann an deutschem Wesen nicht genesen, wenn das deutsche Wesen selber an fremder Seuche vergiftet wird. Es ist nicht genug, daß unsere Armee mit blankem Schild und reinem Gewissen ins Feld zog, wenn sie nicht auch in dieser blanken Rüstung in die Heimat zurückkehrt. Der Krieg wird je länger je mehr zu einer moralischen Kraftprobe, und noch mehr werden die drei ersten Jahrzehnte nach dem Krieg es werden.

Angesichts dieser Riesenaufgaben des Krieges sind die großen Verheißungen des Evangeliums im Verein mit den kirchlichen Gnadenmitteln wohl geeignet, die sittliche Kraft der gläubigen Soldaten ins Heldenhafte zu erheben. Sie leben an manchen Tagen nur von einer Granate zur andern, aber sie wissen: „Bei Gott ist alles möglich" (Mt 19, 26), er wird alles zum Besten lenken und seine Gnade ist

auch auf den Feldern des Todes am Werke. Sie können zum Lehmboden sagen: Mein Bett bist du, und zum Tode: Du bist mein täglicher Weggenoß; aber sie wissen: „Wer sein Leben um meinetwillen verliert, wird es gewinnen" (Mt 10, 39; 16, 25. Jo 12, 25). Solche Worte des ewigen Lebens sind Saatkörner der Heldengröße.

Wo das Zeichen des Roten Kreuzes weithin sichtbar ist, auf den Dächern der Krankenwagen und Krankenzüge und Krankenzelte, ist ebenso wie im Eisernen Kreuz das Königsbanner des Evangeliums wenigstens dem Namen nach neu zu Ehren gekommen. Wo in den Lazaretten Gottesdienst gehalten wird — schon der Name der Lazarushäuser stammt aus der Bibel —, erstehen im Kleinbild jene Tage des Evangeliums wieder, in denen vom Saum des Heilandgewandes eine Heilkraft ausging über alle Mühseligen und Beladenen (Lk 5, 17; 9, 11 u. ö.). Die Verwundetenpflege erneuert ihren Geist aus jenem hehren Wort des Evangeliums, alle Dienste am „Geringsten seiner Brüder" seien ihm selber erwiesen (Mt 25, 40), und die Waisenpflege, die durch den Krieg vor neue große Aufgaben gestellt wird, durchleuchtet sich an dem Heilandwort: „Wer eines von diesen

Kindern aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf" (Mk 9, 36. Mt 18, 5). Das ist alles herrliche Edelfrucht, die mitten unter den Dornen und Disteln auf dem Blutacker aufkeimt. Und doch würden diese Begleiterscheinungen des Krieges für sich allein nicht genügen, um unser Gewissen mit dem Krieg zu versöhnen, weil eine solche religiös-sittliche und sozial-nationale Aufwärtsbewegung auch ohne Krieg zu erreichen wäre. Nur als Zuwage legen wir das Gewicht dieser Begleiterscheinungen mit in die Wagschale, wenn wir die innere Gerechtigkeit des Krieges an sich auf der Wage des Evangeliums wägen. Der Finger Gottes kann eben auch durch Wunden heilen, durch Wehtun wohltun und in die Totenkammer die Wiege des Lebens stellen.

Eine Edelfrucht auf dem Blutacker ist auch jene nationale Begeisterung, die für den erlauchten Träger der Krone durchs Feuer geht und in diesem Krieg ein Alleluja singt. Im Ausland will die Lüge nicht sterben, der deutsche Kaiser habe den Krieg gesucht und gewollt. Ein Herrscher, der den Krieg sucht, feiert kein silbernes Friedensjubiläum. An Gelegenheiten, die Zündschnur in das europäische Pulverfaß zu leiten, hat es wahrhaftig in den

25 Regierungsjahren nicht gefehlt. Auch unsere alte Bayerntreue wird im Feuer neu geschmiedet. Wie haben ihnen die Augen geleuchtet, als ich ihnen beim Gottesdienst im Felde von ihrem „in Treue fest" geliebten König Ludwig III. sprach!

Mit diesem Vertrauen zur Krone muß auch der gute Wille, der heute die Hände aller Bekenntnisse und Richtungen zur gemeinsamen vaterländischen Tat ineinanderlegt, aus dem Krieg in den Frieden hinübergerettet werden. Gegensätze können gemildert werden, ohne daß Grundsätze verleugnet und Grenzsteine verschoben werden. Wir tragen heute gemeinsam mit unsern andersgläubigen Mitbürgern den tollen Anwurf, der ganze Sturm sei nicht gegen die Deutschen, sondern nur gegen den deutschen Militarismus gerichtet. Vielleicht können unsere deutschen Brüder uns heute nachfühlen, wie bitter es für uns war, wenn in Friedenszeiten unter dem Vorwand, der Kampf gelte nicht den Katholiken, nur dem Ultramontanismus, unser ehrlicher Wille, dem Vaterlande zu dienen, immer wieder angezweifelt und unser nationaler Vollwert immer wieder in Mißkredit gesetzt wurde. Neuestens hat der Verfasser des Buches „Der deutsche Gedanke in der Welt"

— mir ist das 90. Tausend zur Hand —, ohne beleidigen zu wollen, den katholischen Deutschen wieder die schwere Kränkung ins Gesicht geschleudert, das geistige Prinzip ihrer Kirche schließe die Verneinung des Eigenwertes der nationalen Idee in sich, und eigentlich seien die katholischen Volksgenossen nur in glücklichem Widerspruch mit ihrem religiösen Standpunkt an der Ausprägung der nationalen Eigenart beteiligt. Durch solche Stimmen werden, gewollt oder ungewollt, die Geister gerufen, die den deutschen Katholiken nach dem letzten Kriege Galle und Essig in die Siegesfreude gemischt haben. Die deutschen Katholiken tragen heute ihren redlichen Teil an den Lasten des Krieges, Schulter an Schulter mit ihren andersgläubigen Mitbürgern, und erwerben sich damit ein neues Recht, als vollwertige Patrioten eingeschätzt zu werden und mit ungemischter Freude die Boten des Friedens auf den Bergen zu begrüßen.

Das geistige Prinzip unserer Kirche schließt keine Verneinung des Eigenwertes des nationalen Gedankens in sich. Wir heben mit beiden Händen die Eigenwerte der guten deutschen Art auf den Leuchter. Wir spannen alle Muskeln und wecken alle Seelen, um die Eingriffe in unser nationales Sein und Sosein

abzuwehren. Die ehrliche Begeisterung für die nationale Eigenart schließt aber nicht in sich, alle Gemeinschaftswerte der Völker zu entwerten, den Austausch der geistigen Güter in der Vergangenheit in Abrede zu stellen und für die gemeinsame Kulturarbeit der europäischen Zukunft alle Brücken abzubrechen. Man kann sein Volk lieben, ohne die andern Völker zu hassen. Man kann die nationale Arbeit segnen, ohne der internationalen Kultur zu fluchen. Es muß nicht Nacht sein, wenn Deutschlands Sterne strahlen sollen.

BLB Badische Landesbibliothek Karlsruhe

15 12143 4 031

BLB Karlsruhe

BLB Badische Landesbibliothek
Karlsruhe